



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1938

2 (1938)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANHILLER MISSION



Nummer 2

Februar 1938

56. Jahrgang

Mariä Tempelgang

*Frühe schien der Mond mir in die Zelle,
Als ich auf den Knien betend wachte
Und des weiten Opferweg's gedachte,
Der uns führet zu des Tempels Schwelle.*

*Mit der Frauen Scharen will ich gehen,
Daß des Höchsten Gnade mich betaue
Und voll Milde auf das Opfer schaue,
Wenn wir bei den Allerärmsten stehen.*

*Ahnt noch keiner, wer du bist, mein Kind,
Ahnt noch keiner deines Weges Ziele?
Noch umhüllt dich schützend mein Gewand.*

*Einmal aber hebst du deine Hand —
Und ich sehe der Bedrängten viele,
Die durch dich zum Licht geboren sind.*

Else Budnowski

Jesus, das Licht der Welt

Zum Feste Mariä Lichtmeß

Als der greise Simeon aus den Armen der lieben Gottesmutter am Tage ihrer Reinigung im Tempel das göttliche Kind auf seine Hände nehmen durfte, lobte er Gott und sprach: „Nun entlässest du deinen Diener, Herr, nach deinem Worte in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast angesichts aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden...“ (Luk. 2. 22 ff.)

Jesus ist das Licht der Welt. So lehren es die Heilige Schrift, die Zeremonien der Kirche und die vom Glauben erleuchtete Vernunft.

Simeon nannte Jesus „das Licht zur Erleuchtung der Heiden“. Schon Isaias hatte verheißen, der Messias werde als Licht der Völker die Augen der Blinden öffnen. (Is. 42, 16; 49, 6; 60, 3). Der heilige Johannes aber betont im Anfange seines Evangeliums: „Nicht der Vorläufer war das wahre Licht, sondern Jesus. Er, das Licht vom Lichte, will jeden Menschen erleuchten, der in diese Welt kommt.“ Derselbe Apostel schaute in der Offenbarung den Menschensohn in strahlenden Gewändern im Lichte des Himmels zwischen sieben Leuchtern.

Die heilige Kirche legt am Feste Mariä Lichtmeß durch die Prozession mit brennenden Kerzen Gewicht auf das Wort Simeons: „Jesus ist das Licht.“ Sie nennt bei der Weihe der Kerzen Jesus den „König der Glorie des neuen Lichtes.“ Keinen Gottesdienst feiert sie, ohne auf dem Altare Kerzen anzuzünden. Vor dem Tabernakel läßt sie ein „ewiges Licht“ brennen. In ihren Gotteshäusern ist das Chor, dem Lichte der aufgehenden Sonne zugewandt, „orientiert“. Das am Karfreitag geweihte Feuer und die Osterkerze sind Sinnbild ihres Herrn, dessen Vorbild in der Wüste die Feuersäule war. Am Karfreitage zeigt die Liturgie dreizehn Lichter als Symbole Christi und seiner Stellvertreter, der Apostel. Das vorzüglichste dieser Lichter wird dann verborgen, um daran zu erinnern, daß der Herr im Tode, in der Grablegung und Höllenfahrt gleichsam unterging, um am Ostermorgen wieder aufzuerstehen.

Warum wird Jesus in der Heiligen Schrift und in der Liturgie so oft verglichen mit dem Lichte? Weil Licht fein, fast geistig ist, alles erhellt und kenntlich macht. Es ist ein Sinnbild der Wahrheit, welche den Verstand erleuchtet.

Die heiligste Dreifaltigkeit wird versinnbildet durch Licht. Den Heiligen Geist nennen wir „Licht der Herzen“. Wie der Strahl aus der Lichtquelle heraustritt, so geht Gottes Sohn aus vom Vater, als Wort und Inbegriff der Wahrheit.

Als Mensch ist Jesus höchster Bote des göttlichen Lichtes, der erhabene Lehrer, welcher den Menschen durch sein Beispiel und sein Evangelium den besten Weg der Erkenntnis und Tugend zeigt. Er ist höchster Träger, Mittelpunkt und Fülle der Offenbarung Gottes, gleichsam die übernatürliche Sonne der Geister.

Die Welt widersteht dem Lichte. Darum nennt Simeon den Erlöser ein Zeichen, dem man widerspricht, das gesetzt ist zum Falle vieler. Origenes sagt: „Allen Berichten über den Erlöser wird widersprochen. Seine Mutter ist Jungfrau. Das ist ein Zeichen, dem man widerspricht; denn die Marcionisten legen Verwahrung dagegen ein. Er hatte einen



Jesus, das Licht der Welt

menschlichen Leib. Auch das ist ein Zeichen, dem man widerspricht. Stand er auf von den Toten, so ist dies wiederum ein Zeichen, dem widersprochen wird.“ (S. Hieron. in Luc. hom. 17). Jede Glaubenswahrheit, jede christliche Sittenlehre hat ihre Gegner. Weiterhin liegt in jeder Sünde ein Widerspruch gegen das Licht der Gnade. Wie Augenfranke das Licht scheuen und fliehen, so haßten Böse den Herrn bis zum Tode am Kreuze.

Simeon fügt bei, Jesus sei von Gott hingestellt als Zeichen, d. h.

gleichsam als Lichtsignal. Unübersehbares Unglück entsteht, wenn der Steuermann oder Lokomotivführer in der Dunkelheit einer stürmischen Nacht sein Lichtsignal nicht beachtet. So wird jeder innerlich und äußerlich ruiniert, welcher dem Lichte Christi widerstrebt. Innerlich bringt die Sünde Schädigung, sogar Tod in der übernatürlichen Ordnung. Selbst die äußere Ordnung wird durch Sünden vielfach zerstört; denn sie rauben Frieden, Ehre, Gesundheit, sogar das Leben.

Freilich hat Gott seinen Sohn nicht gesandt, um irgend jemand zum Falle zu gereichen. Wer dem Lichte, das er sehen kann und beachten muß, widerstrebt, macht sich selbst zur Ruine. Gottes Weisheit sah voraus, viele würden die Finsternis mehr lieben als das Licht; sie ließ ihnen Freiheit, darum ist Jesus gesetzt zum Falle vieler. Er gleicht dem Öl; in der Lampe leuchtet es, auf stürmische Wogen gegossen, beruhigt es und ermöglicht dem Schiffe die Einfahrt in den Hafen; es nährt und heilt. Aber ins Feuer gebracht, erzeugt es Brand und Unglück, verschüttet, beschmutzt es den Boden. Das Öl bleibt gut, aber es wird verschiedenartig aufgenommen. Wie viele Millionen sitzen in der Nacht des Heidentums, Unglaubens und Irrtums und laufen Gefahr, zuletzt in den Abgrund ewiger Verdammnis zu stürzen. Wir alle müssen durch Gebet und Opfer uns bemühen, Gott zu vermögen, viele zu berufen in seinen Weinberg. Helfen wir den Glaubensboten und Seelsorgern.

Gute folgen dem Lichte ihres Verstandes und der Offenbarung zum Lichte der Anschauung Gottes.

Wie Israel sich von der Feuersäule durch die Wüste, wie die heiligen drei Könige sich durch den Stern nach Bethlehem führen ließen, so unterwirft der gläubige Christ seine Einsicht dem Lichte der Offenbarung. Der Steuermann fragt nicht: „Warum stellte man jenes Lichtsignal hin?“ Er richtet sich danach. Ein kindliches, gläubiges und demütiges Gemüt findet Gottes Wegweiser auch in der Praxis des kirchlichen Lebens und in guten Gewohnheiten seines Landes. Er sieht das, was fromme und gute Christen unter den Augen ihrer kirchlichen Obern tun und lieben, nicht leicht als Aberglauben und Hingabe an Irrlichter an.

Gute Katholiken lassen sich leicht leiten. Sie vertrauen auf Gottes Vatergüte und sind überzeugt, daß der Höchste seine Welt regiert mit weiser und allmächtiger Hand. Sie hoffen, der unendliche Gott werde nicht zugeben, daß Menschen, die guten Willens sind und sich nach den Grundsätzen der Heiligen, von Gottes Stellvertretern auf dem Wege des Lebens führen lassen, auf Irrwege geleitet und ins Unglück gestürzt werden. Erfahrungsgemäß gerät man nicht durch kirchlichen Gehorsam ins falsche Geleise, sondern durch Eigenwillen und Selbstgenügsamkeit, durch Eitelkeit und Eigensinn.

Das Licht Christi führt die Guten zur „Auferstehung“, (Luk. 2, 34), erhebt die Auserwählten aus dem Schatten des Todes, aus der Finsternis des Irrtums zu höherer Erkenntnis, zu wahrer Aufklärung, zu echtem Fortschritt, zur Vollkommenheit und Seligkeit.

Selig, wer am Ende der irdischen Laufbahn beim Scheine der Sterberitze beten darf: „Nun entlässest du deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gefunden und gesehen und werden sich desselben hoffentlich auch ewig freuen im Lichte des Himmels“. Die Kirche gibt dem Täufling ein Licht. Immer von neuem fleht sie: „Das ewige Licht leuchte ihnen.“ Möge ihr Gebet sich an uns und den Heidenvölkern erfüllen.

—d—

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

„The Coming of the Faith“ — „Die Ankunft des Glaubens“ — im Süden von Afrika betitelt Dr. John Colgan seine gehaltvollen Aufzeichnungen aus den ersten Zeiten der Geschichte unseres Landes.

Die ersten Europäer, welche überhaupt nach Südafrika kamen, waren natürlich Katholiken, denn damals gab es noch keine Protestanten. Ihre erste Handlung war ein religiöser Akt: sie hielten nicht die Fahne Portugals, sondern das Banner des Reiches Gottes. Es war im August 1486, daß Bartholomäus Diaz ein Kreuz zu Angra Pequena errichtete und auf derselben Seereise ein zweites auf der Insel in der Algoa Bay, welche noch heute infolgedessen den Namen „Santa Cruz“ führt. Im Reisebericht werden auch „religiöse Riten“ erwähnt. War damals ein Priester an Bord, so bedeutet das die allererste Feier der heiligen Messe in Südafrika! Die erste katholische Kirche, eine bescheidene Kapelle, aber wurde auf der Insel St. Helena erbaut, die noch jetzt mit dem Kap der Guten Hoffnung in enger Beziehung steht.

Die portugiesischen Seefahrer mieden das stürmische Kap und wählten die stille Insel zur Zwischenstation auf ihrer Indienreise. Hier errichteten sie — für lange Zeit als einzigen Bau — ein Gotteshaus . . . Inzwischen vollzog sich in Europa die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts und die goldenen portugiesisch-katholischen Jahre waren auch für Südafrika vorüber. Die Holländer und Engländer rückten ein, in politischer Hinsicht zwar ein Vorteil für das Land, doch die katholische Kirche war damit auf lange Dauer praktisch — ausgeschlossen.



Zum 50 jährigen Priesterjubiläum des Hochw. P. Mansuet Boll
Auf dem Weg zur Kirche. Neben dem Jubilar der Hochw. P. Generalsuperior
Photo: Mariannhiller Mission



Am 10. 12. 1936 wurde in Mariannhill ein Eingeborener zum Priester geweiht
Das Bild zeigt den Auszug aus der Kirche nach der Weihe

Photo: Mariannhiller Mission

Van Riebeck landete hier im Jahre 1651 und hatte sich kaum niedergelassen, als die wenigen Katholiken schon die verschlimmerte Lage zu spüren bekamen. Freilich konnten sie von einem Manne nicht viel erwarten, der zwar die Religion stets im Munde führte, aber es bedauerte, die Eingeborenen nicht zu Sklaven machen zu dürfen. Auch seine Begleitung brachte den Hottentotten statt der christlichen Religion nur Branntwein und Tabak als Lohn des Fortschrittes.

Im Mai 1660 scheiterte das französische Schiff *Marechal* in der Table Bay und wurde an der Mündung des Salt River von den Wellen an den Strand geworfen. Das Schiff war auf dem Wege nach Madagaskar; die Mannschaften sowie der Bischof an Bord mit der ganzen Begleitung wurden gerettet. Van Riebecks Leute wiesen den Schiffbrüchigen zwar einen Platz an, wo sie ihre Zelte errichteten und die gestrandeten Trümmer ausnützen durften, doch mit harten Freiheitsbeschränkungen: die Waffen abgeben, eine gezogene Linie nicht überschreiten und — „keine gottesdienstliche Handlung der Römischen Kirche vornehmen!“

Aus dem Jahre 1674 erfahren wir, daß die katholische Kirche trotzdem im Lande existierte; wenigstens eine Anzahl katholische Laien. Obwohl die öffentliche Ausübung ihres Glaubens streng verboten war, hielten sie doch viel darauf, daß ihre Kinder katholisch getauft wurden, wie die spärlichen Notizen aus jener Zeit bekunden. Besseren Einblick gewinnen wir aus dem Jahre 1685, wo sechs Jesuiten auf ihrem Wege nach Siam am afrikanischen Südkap ankerten. Einem aus ihnen verdanken wir die folgenden sehr interessanten Einzelheiten aus jenen Tagen. P. Tachard S. J. schreibt: „Wir hatten dazumal einen schlimmen Namen und durften nur an Bord unseres Schiffes die heilige Messe zelebrieren. Der Kommandant

Van der Stel nahm uns jedoch sehr freundlich auf, so daß wir erstaunt waren, in diesem weltfernen Ort solche Höflichkeit anzutreffen. Als Astronomen durften wir Jesuiten uns sogar in einem Gartenpavillon des Forts ein kleines Observatorium einrichten. Obgleich mit wissenschaftlichen Beobachtungen Tag und Nacht beschäftigt, bekamen wir doch noch andere Arbeit. Kaum hatten nämlich die Katholiken der Kolonie unsere Anwesenheit erfahren, als sie auch schon insgeheim Besuche abstatteten in den Morgen- und Abendstunden. Es waren Leute aus allen Ländern und Ständen, Freie und Sklaven. Da kamen Franzosen, Portugiesen, Deutsche, Spanier, Flamländer und Indier. Sie zeigten große Freude, katholische Priester zu sehen. Die sich mit Worten nicht verständlich machen konnten, knieten nieder und küßten uns die Hände, zeigten ihre Rosenkränze und Medaillen, schlugen sich an die Brust und weinten vor Rührung. Diese Sprache sagte uns mehr als die schönste Rede und bewegte unsere Herzen aufs tiefste, daß sie diese armen, hirtelosen Schafe als teure Brüder in der Liebe Christi umfaßten.

Die dienende Klasse der katholischen Südafrikaner wandte sich zahlreich an uns Priester. Wir trösteten sie so gut es bei solchen Sprachverschiedenheiten möglich war, ermahnten sie zur Ausdauer im Glauben an Jesus Christus, zur willigen Dienstbereitschaft und christlichen Geduld. Besonders empfahlen wir ihnen tägliches Gebet, abendliche Gewissensforschung und eifrige Verehrung der seligsten Jungfrau Maria, damit sie ihnen reiche Gnaden erlange um als wahre Christen zu leben und ihr mächtiger Schutz sei gegen die Gefahren des Abfalles. Jene, die Französisch, Portugiesisch, Spanisch oder Latein verstanden legten ihre Beichten bei uns ab.

Wir besuchten die Kranken in ihren Wohnungen und im Hospital und bezeigten ihnen unsere herzliche Teilnahme. Es war leider alles, was wir tun konnten, denn an Bord des Schiffes durften sie nicht kommen um die heilige Messe zu hören und auf dem Lande war es streng verboten, sie zu feiern. Bereits standen wir im Verdacht, ihnen die heilige Kommunion gebracht zu haben. Denn als eines Tages zwei unserer Patres ein Mikroskop unter goldverziertem Tüchlein vom Schiff ans Land trugen, glaubten einige Passanten, es wäre ein verborgener Sakramentsbehälter. Sie kamen herbei und wollten es genau sehen. Die Patres ließen die Argwöhnischen frei in das Mikroskop schauen. Dann sagte einer von ihnen: „Ich wollte mich vergewissern, denn ich weiß, daß Ihr die größten Feinde unserer Religion seid . . .“ Wir antworteten mit schweigendem Lächeln und gingen unseres Weges.

Im Jahre 1686 strandeten zwei portugiesische Priester und wurden in Rondebosch einquartiert bis sich Gelegenheit zur Rückreise nach Europa fand. Auch diesen wurde nicht erlaubt, Messe zu lesen. Das war ein Privileg, auf welches das arme Südafrika damals noch über 100 Jahre warten mußte.

Von 1686 ab verschwindet die katholische Kirche ganz aus den Blättern der Geschichte Südafrikas. Durch das ganze folgende Jahrhundert blieb die religiöse Freiheit dauernd eingezwängt. Die Lage besserte sich erst, als nach der zeitweiligen Herrschaft der Engländer im Lande die Holländer zurückkehrten. Am 25. Juli 1804 veröffentlichte Commissionär General de Mist ein Duldungsdekret welches erklärte, daß „allen religiösen Gemeinschaften, die für Förderung der Tugend und guten Moral eintreten und ein allmächtiges, höchstes Wesen verehren, gleichmäßiger Schutz durch das Gesetz gewährt sei“.

Dieser Erlaß wurde zur Magna Charta für Südafrika. Sogleich machten die Katholiken von der endlich erlangten Freiheit Gebrauch. Die Patres Johannes Lansink, Jakob Nelissen und Lambert Prinsen haben die Ehre, die ersten Priester zu sein, welche in der Kapkolonie frei ihres Amtes walten durften. Im Oktober 1805 wurde ihnen in der Festung ein Zimmer zur Verfügung gestellt, wo sie für die katholischen Soldaten Gottesdienst halten und die heilige Messe lesen konnten. Diese Freiheit erfuhr aber in den nächsten Jahren durch englischen Eingriff einen empfindlichen Rückschlag, denn die drei Priester mußten die Kolonie verlassen. 1817 erlangte Bischof Bohneter, Apost. Vikar vom Englischen Midlandsdistrikt, von Lord Somersjet die Information: „daß alle religiösen Bekenntnisse in der südafrikanischen Kolonie nicht bloß geduldet, sondern zu den gleichen Freiheitsprivilegien berechtigt seien.“ Damit schloß die lange Periode des Ausschlusses. 1820: Am Neujahrstage traf der Apost. Vikar von der Insel Mauritius in Kapstadt ein, unter dessen Jurisdiktion das Kapland nun stand. Father Scully, einer von seinen drei Priestern, übernahm die Seelsorge. Einige Beschränkungen mußte der Bischof gleichwohl noch in Kauf nehmen. Die freie Ausübung der katholischen Religion wurde nur unter der Bedingung zugestanden, daß „bestellte Aufseher die Finanzen der Kirchgemeinde kontrollieren.“ Freiwillige Spenden für Taufen, Heiraten, Begräbnisse usw. durften nur gesammelt und damit mußte der Priester und sein Haus unterhalten werden.

Der Burgher-Senat bewilligte ein kleines Grundstück in der Harringtonstraße. Mit großen Schwierigkeiten, geborgtem Geld und schlechtem Material wurde hier die erste kleine Kirche von Kapstadt gebaut, die jedoch schon 1837 einem Unwetter zum Opfer fiel. Der gute Father Scully aber erfuhr von der damaligen Zivilbevölkerung solch unerträgliche Mißhelligkeiten, daß er im Juli 1824 Kapstadt und der Kolonie den Rücken kehrte. . . . Die Feindseligkeiten von den damaligen Gegnern der katholischen Kirche dauerten noch manches Jahr und erinnerten auch hierdurch das „Kap der Guten Hoffnung“ an seinen früheren Namen, indem es bekanntlich als „Sturmkap“ berüchtigt war.

Vom heroischen Gehaben schwarzer Edelmänner

Von P. Odo Ripp CMM.

In der guten alten Zeit führte man im Lande der Bantuvölker im Allgemeinen ein gemütliches, friedliches Leben. Die Menschen jedes Himmelsstriches sind von Natur eben keine Wilden. Die Wildheit ist bloß etwas Amerzogenes. Wenn irgendein ehrgeiziger Tyrann oder blutdürstiger Gewaltmensch über ein Volk die Oberhand gewinnt, dann werden die niederen Instinkte, die im Menschen schlummern, aufgepeitscht und zur Verübung jeglicher Untat angeleitet. Diese Erscheinung findet sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

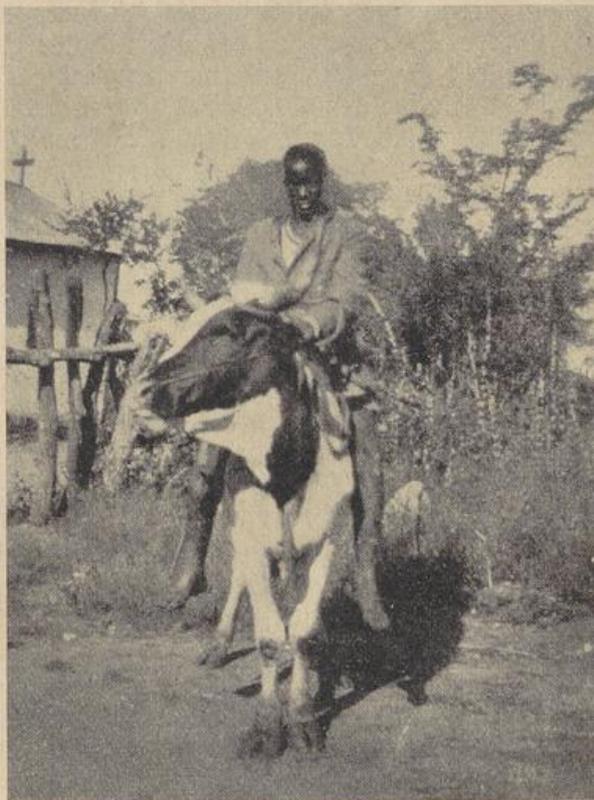
Toller und niederträchtiger konnte es nirgends und niemals getrieben werden als jetzt, wo man von kommunistischen Freveltaten in Europa liest. Das sind Ausbrüche wilder Leidenschaften, die nur solange toben, als sie von dämonischen Menschen aufgestachelt werden. Das Menschenwesen ist eben einzig in seiner Art. Als eine Zusammensetzung von Geist und

Leib schwankt es beständig zwischen des Himmels Höhen oder versinkt in den Tiefen des Schlammes, je nachdem das Gute oder Böse in ihm zur Herrschaft kommt. Sind die bösen Geister, die sich ab und zu der Menschen bemächtigen, verschwunden, so ist es wie nach einem gewaltigen, die ganze Natur aufwirbelnden Gewittersturm. Eine stille feierliche Ruhe tritt dann ein, alles in Schlupfwinkel geflüchtete Leben kommt zum Vorschein und erfreut sich wieder des Daseins. Der Mensch atmet wieder frei auf, wenn er in Friedenszeit ungehindert seinem Tagewerk nachgehen kann.

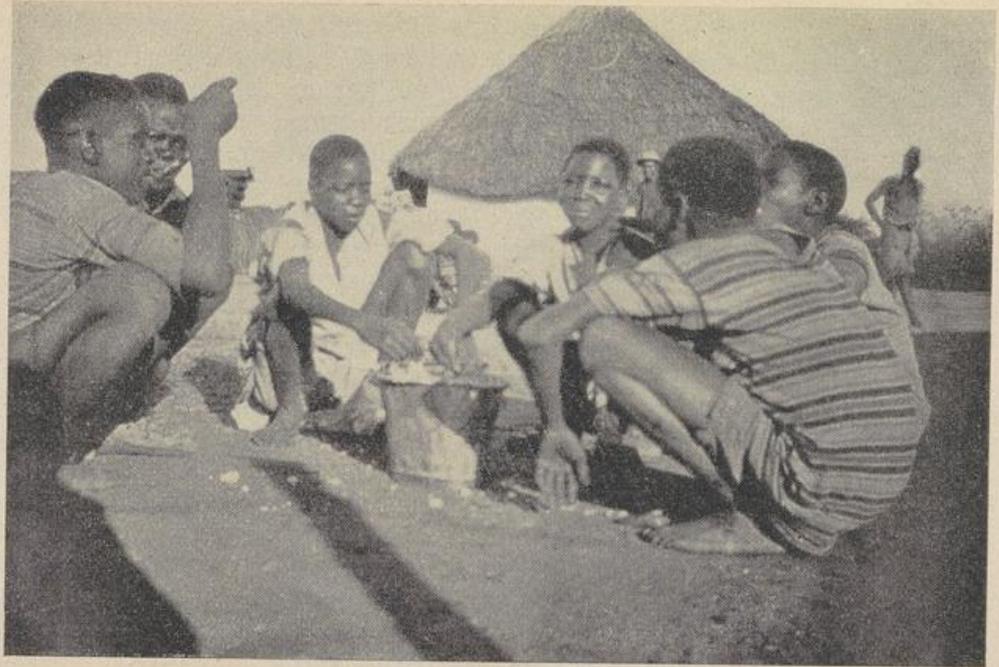
Um sich eine Vorstellung von einem schwarzen Kraalherrn (Amnumzana) machen zu können, muß sich der Europäer in biblische Zeiten zurückversetzen und sich das Leben der Patriarchen vergegenwärtigen. Diese waren wirkliche Könige in ihrem Bereiche. Sie hatten große Familien, reichen Hausstand und besaßen zahlreiche Herden. So ähnlich war es auch hier und bei manchen Heiden ist es zum Teil auch jetzt noch so. Was bei diesem Ansehen bewirkt und ihren Ruhm begründet, sind eine Anzahl Weiber, ein großes Rudel Kinder und ein ansehnlicher Viehbestand. Alles das ist produktiv, eines nährt das andere und sichert ein gemütliches Leben ohne viel Mühe und Arbeit. Früher konnte sich der Umuntu ein Weib heimführen für ein Stück Vieh, einige Ziegen oder einen primitiven Pflug. Für das Vieh war übergenug Grasland vorhanden. Ersteres nährte und kleidete das ganze Hausgesinde. Aus Tierfellen gerbte und verfertigte man allerlei zierliche Kleidungsstücke; Fleisch und Milch in allen Formen lieferte ein gesundes Essen. Was Wunder, wenn da ein gesunder Menschenschlag mit ebenmäßigen Formen emporwuchs. Im Gehöft wimmelte es von frischen, pausbäckigen Kindern, die ja nach ihrer körperlichen Entwicklung einige Gattungsnamen hatten.

Sobald die Bublein etwa sechs Jahre zählten, verflocht sich ihr Leben draußen auf der Weide mit den Kälbern und Ochsen. Das war eine harte Schule. Was da die Hirtenbuben alles lernten und trieben, ist ein eigenes Kapitel. Die ganze Natur und Umwelt lernten sie dort kennen, und jeder ging aus dieser Schule als ein williger, recht zahmer Junge hervor, der jedem seiner älteren Genossen mit Achtung begegnete. Das wurde ihm beigebracht durch das System, das bei dem Hirtenleben beobachtet wurde.

Die Erziehung der eingeb. Mädchen vollzieht sich in der Nähe der Mutter, die



Der Ochs als Reittier in Südrhodesia
Photo: Mariannhiller Mission



Bei gutem Appetit!
 Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

ihnen alle häuslichen Arbeiten lehrt. Sobald die kleine Fee fest auf ihren Füßen stehen kann, wird sie als Kindsmagd angestellt. Ihr Rücken dient als Wiege. Gewahrt sie, daß die Mutter ein neues Kind in den Armen wiegt, stellt sie wohl auch die neugierige Frage: „Mutter, wo hast du das Kindlein hergeholt? Dabei zeigt die Mutter auf die Arme. Erfreut über solche Entdeckung, springt die kleine Fee im Hofe herum und singt andern Kindern das Liedchen vor: „Meine Mutter erhielt ein Kind und entnahm es ihrem Arme.“ Doch bald wissen die schwarzen Kinder um das Geheimnis des werdenden Lebens und man könnte keineswegs sagen, daß dies Wissen ihre Liebe und Achtung gegen die Eltern beeinträchtigte. Eine andere Arbeit, zu denen die Mädchen herangezogen werden, ist das Wasserholen an der Quelle. Da lernen sie mit staunenswertem Geschick den Krug lose auf dem Kopfe tragen, indem sie durch allerhand Gestikulationen den Krug im Gleichgewicht halten. Weitere Mädchenarbeiten sind Holz lesen und Mais und Hirse auf dem Mühlstein zerreiben. So leisten die Kinder ihren Eltern viele Dienste und ihr Sprichwort bewahrheitet sich: „Nachwuchs erzielen heißt sich die Knochen ausstrecken“ zu bequemer Ruhe.

Mit besonderer Vorliebe schauen diese Leute auf ihre weibliche Nachkommenschaft. Solch ein Wesen wächst in ihrer Vorstellung zu einer Herde Vieh aus und gilt ihnen als Einnahme-Quelle, die heutzutage leider sehr getrübtet Natur ist.

Auf solch ganz heidnischer Grundlage, wo das Seelenheil der Kinder keine Rolle spielt, läßt sich leicht eine große Familie aufbauen, in deren Mitte man dann als Haupt den großen und vornehmen Herrn spielen kann. Der Kraalherr führt das Kommando auf Lebenszeit. Auch wenn er große, verheiratete Söhne hat, bleiben diese seinem Zepter unterstellt. Er regelt alle Familienangelegenheiten, führt überall den Vorsitz und wird

vom ganzen Gesinde hoch geachtet. Keine seiner Frauen darf ihn mit dem Rufnamen anreden. Jede muß ihn mit dem Familiennamen (isibongo) oder „Vater von dem und dem Kinde“ nennen. Bei Mahlzeiten wird ihm eigens aufgetragen. Die Gerichte werden ihm auf einer Unterlage (isitebe) vorgestellt, die er dann mit einem Löffel einnimmt, während die andern Hausgenossen mit den Händen ihr Essen aus einer gemeinsamen Schüssel zu nehmen haben. Der Anstand verbietet es, vor dem Hausvater vorbeizugehen; man geht hinter seinem Rücken vorbei. Ihm ist manches erlaubt, was anderen nicht zusteht.

Wie herrisch und gemüthlich es in alter Zeit bei der Amaqivabe-Gippe zuging, zeigen die folgenden Bräuche. Hatten die Edelmänner bei irgendeinem ihresgleichen ein Stelldichein, so wurde ein Gefäß weißen Käses (amasi) aufgetragen, mit einem Holzlöffel quer über den Topf. Dieser wurde dem Rangältesten vorgestellt. Dieser schöpfte nun einen Löffel voll aus dem Gefäße, aß und verschluckte bedächtig den kühlenden Imbiß. Dann reichte er den Löffel seinem rechten Nachbarn, der mit derselben Behäbigkeit seine Portion verzehrte. So ging der Haufen in der Runde herum, bis jeder seinen Löffel voll zu sich genommen hatte. Der Letzte deckte das Gefäß schön zu und legte den Löffel wieder oben drauf. Es folgte ein zweiter Gang aus einem kleinen Krüglein mit Hirsebrei. Jeder nippte der Reihe nach von dem gelblichen Anklar bis die Runde fertig war.

Nachdem die Zunge auf diese Art etwas geivezt war, wurde irgend ein Thema aus dem Leben besprochen. Darüber können diese Leute „die Sonne untergehen machen“. Wenn nun ein Gast merkte, daß „die Sonne schon lange Schatten warf“, so meldete er sich zur Heimkehr. Er bat die Abrigen ihn zu begleiten. Diensthwillig erhob sich die ganze Gesellschaft und gab ihm das Geleite. War man etwa zehn Minuten auf dem Wege, machte man fehr um, und alle, auch der zu Begleitende, gingen wieder zum Gehöfte zurück. Als nach einer Weile sich wieder andere zur Heimkehr meldeten, wurden auch sie in gleicher Weise heimbegleitet. So ging es der Reihe nach bis die Nacht hereinbrach.

Natürlich blieben nun alle beim Gastgeber, der jetzt einen Ochsen schlachtete, woran sich alle gemüthlich tun konnten. Vielleicht noch dieser kommende Braten schon in der Nase dieser Schlauberger, oder wollten sie andeuten, daß die erste Bewirtung doch eine zu große Leere in ihrem Magen zurückließ.

O Zeiten! O Sitten!, wo die Menschen in solch kindlicher Einfalt und Gemüthlichkeit Kurzweil trieben.

War am anderen Morgen das Mahl beendet, verabschiedete man sich höflich von dem Gastgeber mit dem Gruß: „Das Gelage wurde von dessen Eigentümer bewirtet“.

Kirche und Schule, Erziehung und Unterricht, religiös-sittliche, geistige und körperliche Bildung sind die Angelpunkte der katholischen Missionserziehung. Es ist Raphaelsdienst der katholischen Weltmission an den Völkern.

Die katholische Missionsarmee schlägt die Schlachten des Herrn. Sie führt den glorreichsten, friedlichsten und beglückendsten aller Kriege.

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Haffreiter CMM. (Fortsetzung)

2. Durch den Urwald

Raum waren wir dem Geviert und Geviert der Hüttenstadt entronnen, da mündete der Weg ein in einen Urwaldbusch. Die Richtung war nach Nord-Osten, dem Sudan zu. Die Straße war nicht schlecht, sogar basaltiert, wohl schon aus strategischen Gründen. Das Land war eben und sumpfig, eine Brutstätte für Moskitos und verseucht von Malaria. Die üppige Vegetation rechts und links bildete ein wahres Eldorado für wilde Tiere: Löwen und Leoparden, Elefanten und Schlangen und besonders Affen. Kein Urwaldriese schlug ein schattiges Zelt über den Weg, aber wilde Palmen und Bananen, Mangroven und Kakteen und andere tropische Sträucher, von Lianen umschlungen, schufen ein fast undurchdringliches Dickicht.

Während wir durch dieses afrikanische Paradies hindurchflühten, piff und sang der leichtsinnige Begleiter des Chauffeurs übermütige Weisen in der Sprache seines Volkes. Er schien ein richtiges Phlegma zu sein, ein Faultier und Stinktief, während der andere sein ganzes Augenmerk dem Wagen schenkte und cholerische Anwandlungen verriet, wenn das Auto nicht richtig arbeitete. Er fluchte, biß die Zähne aufeinander und knirschte.

Er rollte wilde Augen zu seinem Nachbarn herüber, aber auf den machte es ebensobiel Eindruck wie eine Beethoven-Symphonie auf eine Kuh.

Nach etwa einer halben Stunde tauchte vor uns ein größeres Nest auf, von vielleicht einigen hundert Einwohnern. Wir fuhren eben ein. Da, ein Knall! Das Phlegma schielte nach uns zurück, fletschte seine milchweißen Zähne und grinste: „Finished, fertig!“ Der Reifen war geplatzt. Wir sprangen aus dem Wagen und sofort waren wir von den Eingeborenen umringt. Wie es schien, ließen sich hier selten Weiße blicken, da wir so auffielen und angestaunt wurden.

Während die zwei Fahrer sich bemühten, den Ersatzreifen einzusetzen, sahen wir uns um. Werkstätten standen am Wege, vollständig im



Sänger von Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Freien, nur durch ein Dach gegen die Sonne geschützt. Hämmer klopften, Sägen sahen, Hobel knirschten, schwarze Arme rührten sich und Maschinen summtten und furrten das Lied der Arbeit. Freilich, die Hast und den Eifer der weißen Arbeiter darf man hier nicht erwarten, das würde schon die Hitze verbieten und der Neger hat immer Zeit. Bei uns sagt man: Zeit ist Geld, der Neger sagt: Zeit ist nichts.

Die Leute trugen hier schon mehr europäische Kleidung, wenn auch die Tracht die mohammedanische Religion verriet; nur die Kinder waren meist nackt oder mit Lendenschürzen bekleidet. Frauen mit Körben und Töpfen auf dem Kopfe und Mädchen mit kleinen Kindern auf dem Rücken, gesellten sich zu den frechen Jungens um uns.

Ich fragte einen schwarzen Polizisten, wie groß der Ort sei und er sagte mit wichtiger Miene: „It's a big city, Sir, es ist eine große Stadt, mein Herr“; aber weder von „groß“ noch von „Stadt“ war eine Spur. Sehr fragliche Düfte, die Unordnung und der Schmutz ringsum erinnerten uns daran, daß hier die Kultur noch in den Kinderschuhen steckte.

Gott sei Dank! Unser Auto war wieder flott und wir waren froh, als wir das muffige Nest wieder hinter uns hatten. Wieder säumte der Urwaldbusch den Weg. Die Luft schwamm von der Sommenglut. Die Augen brannten von dem grellen Licht. Unaufhaltsam sausten wir auf der Straße dahin.

Das Phlegma fauerte wieder neben dem Chauffeur in seiner Ecke, wie eine Kröte im Loch und trällerte seine ewig gleichen Melodien. Hier und da steckte er sich eine Zigarette ins Gesicht und wir hinten hatten den Genuß, den Rauch einzuatmen, den er durch seine Nase jagte.

Auf einmal wieder ein Knall, stärker als vorher. Wir fuhren zusammen: was ist los? „Finished“ bemerkte wiederum das Phlegma gleichgültig und langgedehnt und gähnte. Am liebsten hätten wir ihm eine geschmiert, daß er sich drehte wie ein Kreisel. Wir waren sehr verärgert. Wieder stiegen wir aus, brummtten etwas in den Bart, den wir nicht hatten, küsteten den Tropenhelm und wischten den Schweiß von der Stirn. Wir besichtigten den Schaden. Der Mantel eines Vorderreifens hatte ein handgroßes Loch.

Den Schaden auszubessern, das mußte eine längere Zeit in Anspruch nehmen. Es mochte etwa 1.30 Uhr sein. Die Sonne stand fast lotrecht über uns. Ihre Strahlen stachen uns in den Rücken wie glühende Dolche. Der Fahrer zog sein Hemd und seine Hose aus und machte sich ans Werk. Das Phlegma aber brannte sich eine neue Zigarette an.

Nun zogen sie einen alten Autoreifen hervor und wollten ein Stück dar-ausschneiden. Dazu hätten sie ein gutes Messer gebraucht, aber keiner hatte eines bei sich, wir auch nicht. Da wandte sich der Mechaniker an mich: „Massa, give me your knife“, Herr, geben Sie mir Ihr Messer“. Dabei nahm er mir schon den Dolch aus der Hand. Aber leider erwies sich die Klinge als reines Blech. Es sollte auch keine Waffe sein, sondern nur ein Schmuckstück als Andenken. Das war eine entsetzliche Fislerei, bis der Schwarze das nötige Stück heruntergemergert hatte. Dabei lief ihm der Schweiß am ganzen Körper über die fettglänzende Haut.

Inzwischen standen wir drei Europäer auf der Straße. Rechts und links dichter Urwaldbusch. Ich linste hinein in das Dickicht, aber es war undurchdringlich. Ein heimlicher Schauer lief mir über den Rücken. Wenn jetzt rechts eine Löwe herausspränge und links eine Riesenschlange und

ich wäre in der Mitte, Donnerwetter, das gäbe aber eine Sauerei. Die Biester fräßen mich auf samt Tropenhelm und Dolch. Ich glaube zwar, daß Tropenhüte schwer verdaulich sind, aber den Dolch könnte der Löwe gut als Zahnstocher gebrauchen.

Volle dreiviertel Stunden standen wir auf einem Fleck. Wir ärgerten uns grün und blau. Aber was half es? Ich sagte nur zu meinen Begleitern: „Wenn sie jetzt nicht bald fertig sind, müssen wir noch etwas warten!“ Dieses geistreiche Wort war uns ein großer Trost. Neu gestärkt nahmen wir das Kreuz wieder auf die Schultern.

Endlich, endlich war das Auto wieder startbereit. Wir stiegen ein. Ein Rattern und Rollen. Der Motor zog an. Wieder rasten wir davon. Es konnte nicht mehr weit sein.

Die Landschaft bot wenig Abwechslung. Hier und da war der Busch unterbrochen durch ein Negerdorf mit dem üblichen Lärm und Schmutz und Gestank. Aber einzelne Gehöfte begegneten uns nicht wie in Südafrika, vielleicht wegen der Gefahr von wilden Tieren.

So ging es flott dem Ziele zu.

(Fortsetzung folgt)

Bekenne stets deine Farbe

Von P. Solanus Pe'erck CMM.

Gründung der Richmond-Mission

Ein gutmütiger Nichtkatholik, dessen Frau eine Heidin war, erlaubte mir, in seinem geräumigen Hause den Heiden und den Andersgläubigen Religionsunterricht zu geben und schließlich auch noch, in einem freien Zimmer die heilige Messe lesen zu dürfen.

Deshalb schleppte ich von Einsiedeln aus alles Nötige für die Messe, wie Altar, Pult, Meßbuch, Meßkleider, Leuchter, Bilder usw. nach Richmond.

Dort las ich dann jede Woche einmal die heilige Messe und gab den Heiden und Protestanten Katechese. Alles ging hübsch voran. Am 9. Sonntag nach Pfingsten, in dessen Epistel es unter anderem heißt: „Das Volk setzte sich zu essen und zu trinken und sie standen auf zu tanzen. Lasset uns nicht Unreinheit treiben“ usw., nahm die Sache eine Wendung. Da ich erfuhr, daß unser Hausherr mit seiner angeblichen Frau gar nicht verheiratet sei, erklärte ich die Epistel etwas deutsch und streute ein bißchen Pfeffer auf, d. h. ich bekannte die Farbe. —

Schon am nächsten Tage kam zu mir ein Eilbote mit einem Brief von unserem Engländer, in dem es hieß: „Nimm sofort Deine sieben heiligen Sachen aus meinem Hause heraus. Ist binnen 24 Stunden nicht alles draußen, so werfe ich Altar, Kerzen, Bilder, Meßkleider und allen heiligen Kram hinaus auf einen Haufen und verbrenne die ganze Geschichte.“

Gleich suchte ich mehrere gute Leute zusammen, belud diese mit den Kirchengerten und so zogen wir aus Jericho hinaus und wollten ein Jerusalem suchen und uns dort niederlassen. — Als wir die Straße entlang zogen, begegnete uns ein christlicher Mann, dem ich meine Not klagte. —

„Weißt Du was“, sagte der Schwarze, „ich habe von einem Kuli ein Blechhaus gepachtet mit fünf Zimmern. Ich will Dir eines abtreten. Darin

kannst Du Deine Kirchensachen unterbringen, Gottesdienst und Katechese halten.“ — Mit einem kräftigen „Deo gratias“ nahm ich das Liebeswerk des schwarzen Christen an.

Im Laufe des Jahres wurde das Blechhaus und das Stückchen Land, worauf es stand — gegen zwei Morgen — von dem Eigentümer zum Verkauf angeboten. Ein Viehhändler bewarb sich um dasselbe, aber Mariannahill kam ihm im Kauf zuvor. — Heute steht eine nette, massive Kirche, eine Eingeborenen-Schule und eine Schule für Halb-Weiße dort.

Hätte ich damals, als ich das Gnadenbrot des gesunkenen Engländers aß, nicht die katholische Farbe bekannt, so hätte mich der Engländer in seinem Hause sitzen lassen. Unter diesen Umständen hätte ich mich nicht um den Verkauf jenes Blechhauses gekümmert, vielmehr hätte es der Viehhändler gekauft. Dann wäre für die katholische Kirche ein sehr dankbares Missionsfeld verloren gegangen. Deshalb muß man immer ehrlich die Farbe bekennen. Der Himmel wird seinen Segen dazu geben.

Gründung von Mhlabatshane

Das Volk von Mhlabatshane kam zum Gottesdienst nach St. John. St. John ist von andersgläubigen Farmern eingeschlossen. Dort gibt es nur wenig Katholiken. Das Gros kam von Mhlabatshane, wo die Eingeborenen eigene Farmen haben.

Um diesem guten Volke entgegenzukommen, suchte ich nach Mitteln und Wegen, um in Mhlabatshane selbst in irgendeinem Hause die heilige Messe lesen zu können. Dann wäre auch den Alten, Kranken und Elenden Gelegenheit geboten, die heiligen Sakramente zu empfangen und den Gottesdienst zu besuchen.

Bald fand sich ein reicher eingeborener Farmbesitzer, der mir in seinem Steinhaus ein großes Zimmer zur Abhaltung des Gottesdienstes abtrat. Alles ging gut voran, bis sich die älteste Tochter unseres Sönners in einen bösen Burschen verliebte.

Nach heidnischer Sitte wird die Verlobung dadurch bekräftigt, daß man im Hause der Braut zwei bis drei große Fässer Bier braut, die dann von jungen Mädchen und den Freundinnen der Braut in das Haus des Bräutigams getragen werden. Das geschieht gegen Abend und dann wird die Nacht hindurch getrunken, getanzt und Unfug getrieben.

Als ich von dem Vorhaben unseres Sönners hörte, warnte ich ihn, er solle keine heidnischen Gebräuche dulden, zumal in seinem Hause Gottesdienst gefeiert werde.

Da der Mann aber auf meine Warnung nichts gab und seinen Kopf durchsetzte, so war ich gezwungen, in der nächsten Christenlehre den Fall zu erklären, zu beleuchten und zu verurteilen, kurz, die Farbe zu bekennen.

Schon am nächsten Tag kam ein Bote, durch den mir unser Sönnner verbot, den Gottesdienst noch ferner in seinem Hause zu halten, und ich solle schleunigst alle meine Kirchensachen heimholen. —

Was nun?

Bei der Lösung dieser Frage fand ich, daß der Nachbar unseres Sönnners, der auch ein kleiner Farmbesitzer war, in finanzieller Not sei. Die Juden waren ihm auf den Fersen. Sie wollten ihm seine Farm verkaufen, wenn er den Zins vom Kapital, das der arme Mann von jenen ausgeliehen hatte, nicht sofort bezahle.



Unsere Schweizer Missionsstudenten bei einem Ausflug
 Photo: P. Meinrad, Altdorf

Es handelte sich nur um eine kleine Summe. Der Mann wollte seine Farm verkaufen. Da versprach ich ihm, den Zins an die Juden zu zahlen. Dabei behielt ich mir die Bedingung vor, falls er sein Land verkaufe, so solle er vier Morgen für Mariannahill abschneiden lassen, die dann Missionszwecken dienen sollten. — Der Mann war glücklich und zufrieden darüber und als bald darauf der Geometer kam, um das Land zu vermessen, schnitt er vier Morgen für Mariannahill von der Farm ab.

Der Himmel scheint die Gedanken in die Hand des Geometers gelenkt zu haben, denn auf diesen vier Morgen Land stand die Schule einer Sekte mit 40 Kindern, die auf diese Weise auch Mariannahill zufiel. — Diese vier Morgen Land wurden mit Draht abgezäunt. Wenn jetzt Missionare von der weit entfernten Missionsstation Maria Trost zur Bahn nach Highflats fahren, so haben sie hier einen schönen Ausspannplatz und eine Nachtherberge; denn die Bahnstation kann man nicht in einem Tage erreichen.

Als der Nachbar später seine Farm zum Verkauf aufbot, kaufte Mariannahill dieselbe, da man in diesem Revier schon festen Fuß gefaßt hatte und die Mission hier gesichert war. Außerdem liegen hier nur Eingeborenen-Farmen, die keiner Verschiebung unterworfen sind.

Hätte ich damals zu dem unerlaubten Biergelage geschwiegen, so hätte ich in dem Zimmer des Gönners meine kleine Mission weiter gehalten. Die Nachbarfarm wäre verkauft worden, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt hätte, und das ganze große Missionsfeld wäre ein für allemal der katholischen Kirche verloren gegangen.

Deshalb nochmals: Stehe ein für das Gute und bekenne stets Deine Farbe, und der Himmel wird Dir geben seine Garbe.



... Der furchtbare Ernst der Stunde fordert gebieterisch, daß wir dem Opferstimm der dämonisch unterbauten Welt mit der Leidenschaft und dem grenzenlosen Opfermut der Kinder Gottes antworten!

Vom Hexenprozeß bei den Bantus

Von P. Odo Ripp CMM.

Von jeher hat es in der Menschheit gespukt. Der erste und verhängnisvollste Teufelspuck ereignete sich im Paradiese unter dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Die vom Betrüger angepriesene Frucht bewirkte den geistigen Tod der Seele, sowie den Verlust so vieler übernatürlichen Gaben, die der Schöpfer in freier Huld den Stammeltern verliehen hatte. Mit dem Sündenfall wich die Wahrheit aus ihrem Verstande, die Gerechtigkeit aus ihrem Willen und die Güte aus ihrem Herzen. An deren Stelle trat der Irrtum, die Sünde und die Verderbtheit. So ward dem Versucher die Gelegenheit gegeben, „das Geheimnis der Bosheit“ in der Menschenseele auswirken zu lassen. Wie viel Unheil und Verderben aus diesen Giftpflanzen hervorwachsen kann, zeigt die tägliche Erfahrung. Übeltäter jeder Schattierung sind stets an der Arbeit, ihre bösen Pläne und übelwollenden Absichten an ihren Mitmenschen zu verwirklichen.

Derlei Hexen hat es zu allen Zeiten und in allen Zonen gegeben. Solche werden auch nicht aussterben, solange sich die Menschen in ihrer Prüfungszeit für das Gute und Böse entscheiden können. Kein Wunder, daß man sich zu allen Zeiten gegen diese Schädlinge am Körper der Menschheit gekehrt hat und auf Mittel sann, sich derselben zu entledigen. Diesem Zwecke dienten die Ordalien, die Gottesgerichte und Hexenprozesse in früheren Zeiten. Natürlich verbarg sich unter dem Hexenwahn ein gutes Stück Unwissenheit und falscher Argwohn. „Die größten Übel der Menschheit“, meint St. Augustinus, „kommen in der Tat sehr oft von falscher Beargwöhnung. Du bildest dir ein, der und der haßt dich, während er vielleicht für dich wohlwollende Gesinnung hegt, und dieser verfluchte Verdacht läßt Feindschaft entstehen“ Sermo 306. Wenn solche Übelstände bei Christen sich finden, so ist das weit mehr der Fall bei Heiden, deren Verstand und Herz unnachtet und verfinstert ist. Sagen sie doch selbst: „Unwissenheit ist Tod.“ Wie pechschwarze Nacht lagert diese Unwissenheit vieler natürlicher Erscheinungen auf ihrer Seele. Bei Krankheiten und Unglücksfällen sehen sie die Zusammenhänge mit natürlichen Ursachen nicht ein. Dafür beargwöhnen sie sofort irgendeinen nichtsahnenden Nachbarn. Das ist bei diesen Leuten eine so üble Gewohnheit, daß sie jedes Ungemach und jeden Todesfall als das Werk eines Zauberers ansehen. Diesem Übeltäter will man auf die Spur kommen, er muß „ausgerochen“ werden. Darum geht man zum Wahrsager und läßt sich für einen Schilling das Rätsel lösen. Das ist auch heute noch so Brauch bei Heiden und wackeligen Christen, obwohl dieses „Ausriechen“ nach den jetzigen Landesgesetzen verboten ist.

Bevor die weiße Herrschaft kam, fanden die Hexenprozesse größeren Stilles in folgender Weise statt. Ereigneten sich in einer Gegend mehrere Sterbefälle oder irgendein außerordentliches Vorkommnis, wie das Einfangen einer Wildkatze oder eines Matindana (Art Kobold), die natürlich von einem Zauberer geschickt waren, so meldete man solche Fälle einem Hauptmann, der die Sache an den Häuptling berichtete. Nachdem man diesem eine Bezahlung überreicht hatte, gab er die Erlaubnis, daß die Kläger bei dem Wahrsager um eine Klarstellung (umhlahlo) betreffs der Ursachen dieser Ereignisse nachsuchen konnten. Deuteten dessen Aussagen

auf Zauberwerk hin, das von Menschen verübt wurde, so erfolgte die Einberufung aller Männer jener Gegend. Alle waren mit Stöcken und Knütteln versehen. Es erschienen auch alle männlichen Wahrsager in ihrer unheimlichen Tracht. In ihrer Hand hielten sie Antilopenschweife.

Die ganze Versammlung bildete einen Kreis, mitten drin fanden sich die Hellscher. Als bald begann ihr Teufelswerk. Wie schnüffelnde Hunde sprangen sie im Kreise herum, forderten die mit Stöcken versehenen Männer auf: „Schlaget und hämmert auf den Boden, damit wir sehen. Sind etwa Zauberer da, welche die Untertanen des Königs töten? Die Wahrsager werden sie ausriechen.“ Unterdessen gebärdeten sie sich wie wilde Furien. Es erdröhnte der Boden unter der Wucht der Stockschläge, die im Takt auf die Erde fielen. Mit ihren blitzenden Augen glockten sie auf die in der Runde sitzenden Männer. Wurden sie gewahr, daß der eine oder andere anfang zu schwitzen und scheu ihre Augen nied, oder daß seine Muskeln am Oberschenkel zuckten, so erblickten sie darin Zeichen seiner Schuld. Mit gesteigerter Raserei machten sie dann Luftsprünge, als ob sie „über Grashalme flögen“, drangen auf den Schuldigen ein, lehnten sich über ihn und deuteten mit den Antilopenschweiften auf das gehezte Opfer. Dieser wurde alsdann zur Seite geschoben und in Verwahrjam gehalten. Nachher ging der Teufelstanz weiter, um noch andere Zauberer auszuriichen. Zuletzt wurden die armen Opfer zu Tode gedroschen oder auf grausame Weise gepfählt, indem man ihnen von unten her einen Pfahl in den Leib trieb.

Gott weiß, wie viele unschuldige Opfer so ihr Leben lassen mußten. Denn sollten sich wirklich Zauberer gefunden haben, die anderen Gift verabreicht hatten, so ist wohl anzunehmen, daß derlei Subjekte nicht beim Hexenprozeß erschienen, sondern ihr Heil in der Flucht suchten. — Wie viele der Anwesenden beim Ingomboco mochten zu schwach gewesen sein, den dämonischen Blick der Wahrsager zu ertragen, so daß sich ihrer Angst und Schrecken bemächtigte, die ihnen den Schweiß auspreßte und das Schlottern der Glieder verursachten.

Beim heutigen Wahrsagen geht es zwar gelinder zu, aber die Wirkung unter dem Volke ist immerhin sehr verderblich. Dadurch entsteht viel Haß und Feindschaft; die fälschlich Ausgerochenen werden moralisch getötet. Solche Leute sind in Acht und können sich in ihrer Umgebung nicht mehr halten. Dies ist eine der Ursachen, warum die Schwarzen so oft ihren Wohnsitz ändern und ihr Zelt in andere Gegenden verlegen.

Wenn man von solchen grausamen Bräuchen des Heidentums hört, gewinnt man einen Einblick in die unselige Tyrannei Satans, die er durch seine Helfershelfer über diese unglücklichen Menschen ausübte. Ihr Dasein verlebten sie in ständiger Einschüchterung und Beklemmung, die erdrückend auf ihrem Geiste lag und jedes höhere Seelenleben in ihnen erstickte. Wie glücklich und froh fühlen sich jene, die sich jetzt Christus, dem Licht der Welt in Treue angeschlossen haben! Sie genießen die Freiheit der Kinder Gottes, und aus ihren begnadeten Seelen leuchtet der Widerschein des ewigen Lebens auf. Aber glücklich zu preisen sind auch jene, die von wahrer Bruderliebe unermüdlich getrieben, durch Gebet und Almosen beitragen zum erhabenen und göttlichen Werk der Erlösung solch geknechteter Seelen.

Eingeborenen-Viertel von Bulawayo

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Diese Worte Schillers könnte man ohne Übertreibung auf das Eingeborenenviertel in Bulawayo anwenden. Da finden sich alle Stämme vertreten vom alten Deutschostafrika bis zum Kap der guten Hoffnung. Bulawayo ist die größte Stadt im Norden von Johannesburg. Wo aber viele Weiße sind, da gibt es auch viele Schwarze; denn die Schwarzen müssen ja die ganze Arbeit tun. Fast jede weiße Familie hat wenigstens einen Küchenburschen, einen Gartenburschen und auch noch einen Burschen als Kindermädchen. Der Weiße ist eben der Herr des Landes und läßt sich bedienen und die schwere Arbeit fast ausschließlich von Schwarzen tun. Sehr bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß unsere Schwarzen gar nicht glauben können, daß es in Europa nur Weiße gibt und keine Schwarzen. Sie sagen: „Wer tut dann bei euch die schwere Arbeit mit Pickel und Schaufel?“ So erklärt es sich auch, daß in einer Stadt wie Bulawayo die Schwarzen von allen Himmelsrichtungen zusammenströmen, um dort bei den Weißen Arbeit zu suchen.

Man wird nun vielleicht verwundert nach der sprichwörtlichen Faulheit der Schwarzen fragen, wenn man hört, daß sie in Mengen in die Stadt kommen, um sich da Arbeit zu suchen. Wenn man von der Faulheit der Schwarzen spricht, so hat das wohl nie von der schwarzen Frau gegolten; denn die Frau ist im allgemeinen sehr arbeitssam, muß sie doch daheim im Busch die ganze Hausarbeit besorgen. Dazu gehört Holz holen, Wasser holen, Mehl durch Stampfen des Getreides bereiten, dazu hat sie auch das Feld zu bestellen. Diese schweren Arbeiten führt sie meistens aus mit einem kleinen Kind auf dem Rücken. Hat sie keine Feldarbeiten mehr, beschäftigt sie sich mit Handarbeiten.

Der junge Bursch und auch noch der verheiratete Mann in seinen jungen Jahren geht in die Stadt zur Arbeit. Das tut er nun allerdings nicht aus Arbeitsfreude, sondern weil er notwendig Geld braucht, um seine Steuern be-



Zwei fleißige Förderinnen
des „Vergißmeinnicht“ in Smst
Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

zahlen zu können. Die jungen Burschen müssen sich auch noch ihre Heiratsgabe erarbeiten. Dann gehört es aber auch zum guten Ton, ich möchte fast sagen zur Bildung eines Mannes, daß er etwas von der Welt gesehen hat.

So sehen auch vielfach die Mädchen darauf, daß ihr Bräutigam auch etwas Welterfahrung bekommt durch seine Arbeit in einer weit entfernten Stadt. Dann ist es immer ein Ereignis für sie, wenn sie aus der fernen Stadt ein Brieflein bekommt von ihrem Herzallerliebsten. Ja, die jungen Burschen wissen auch was sich gehört, und sie machen dann ihrer Angebeteten oft die Freude, daß sie ihr an einem Tag gleich zwei Briefe schreiben. Es tut nichts zur Sache, daß diese zwei Briefe vielfach von A bis Z ganz dasselbe enthalten. Jedenfalls hat sie die Freude, von ihrem Bräutigam an einem Tag gleich zwei Briefe bekommen zu haben. Wenn dann diese Briefe wortwörtlich gleich sind, so hat das auch wieder einen Vorteil; der zweite Brief ist dann umso schneller gelesen. Beim Briefschreiben haben sie überhaupt ihre eigenen Ansichten. Sie können es nicht verstehen, daß sie, wenn sie einen Geldbrief nach Hause schicken, in diesen auch gleich einen andern Brief mit den Neuigkeiten einschließen können und nicht gleich einen Extrabrief schicken müssen.

Die Männer gehen also in die Stadt, um dort Geld zu verdienen und die Frauen und Mädchen bleiben daheim, um im Kraal die Arbeiten zu verrichten. Darum haben wir in St. Patrick, unserer schwarzen Pfarrei im Eingeborenenviertel von Bulaiwaho, fast nur Männer und Burschen und nur wenige Mädchen und Frauen.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenfamen?“ Nun, wo kommen sie alle her im Eingeborenenviertel von Bulaiwaho? Da haben wir vor allem einmal Burschen aus allen Missionsstationen des Vikariates Salisbury, also aus dem Mashonalande mit ihren vier verschiedenen Dialekten, nämlich Chimanyfa, Chizwina, Chizuru, Chifaranga. Dann haben wir viele Leute des Vikariates Bangwelo, dem nördlichen Zipfel von Nord-Rhodesia mit ihrer Sprache Chibemba, weiter haben wir viele Arbeiter aus den beiden Vikariaten am Nyassasee mit ihrer Sprache Chinyanja. Auch kommen noch Schwarze aus portug. Ostafrika, aus den Apostolischen Präfekturen Brockenhill und Livingston und noch manche andere.

Da nun die Scheidung zwischen Schwarz und Weiß beim Engländer eine sehr scharfe ist, so hat sich überall in den Städten eine Lokation oder das Eingeborenenviertel herausgebildet. Im Eingeborenenviertel wohnen und schlafen also die schwarzen Arbeiter. Wie es in einem solchen Eingeborenenviertel mit der Moral steht, kann man sich leicht denken, wenn man weiß, daß die Männer fast nie ihre Frauen bei sich haben. So gilt von den meisten Frauen in unserem Eingeborenenviertel das Wort des Heilandes an die Samariterin am Jakobsbrunnen: der Mann, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Ja leider, Gott sei es geklagt, sind die wenigsten im Eingeborenenviertel vor Gott, dem Herrn, gültig verheiratet, auch wenn sie es vor dem weltlichen Gesetze sind. Wie viele Sünden werden wohl jede Nacht von diesem Eingeborenenviertel zum Himmel schreien. Es ist für die Mädchen eine sehr große Versuchung, sich durch ein Leben der Sünde ein müheloses angenehmes Leben verschaffen zu können. Diesen schwarzen Flecken kennt nur der Missionar, aber nicht der flüchtige Besucher des Eingeborenenviertels.

Wir müssen im Eingeborenenviertel in Bulaiwaho zwei Abteilungen unterscheiden, nämlich den älteren Teil, den die Eingeborenen noch nach

ihrem eigenen Stil und Geschmack gebaut haben und den neueren Teil, den die Stadtverwaltung gebaut hat. Im alten Teil finden wir Bauten aller Art. Da gibt es runde Hütten wie im Busch. Aber hier sind diese fast durchweg aus gebrannten Ziegeln gebaut. Andere Hütten sind auch viereckig. Diese sind vielfach aus gestampftem Lehm oder aus alten Blechstücken verschiedenster Arten und Formen zusammengezimmert. Das Ganze ist ein buntes Durcheinander. Gedeckt sind bereits alle Bauten mit Blechstücken.

Den neuen Teil hat die Stadtverwaltung gebaut. Hier sind die Hütten alle im gleichen Stil gebaut. Wir unterscheiden da vor allem wieder zwei Arten: langgestreckte Bauten für unverheiratete Burschen und einzelstehende Häuser für Verheiratete. Leider ist die Miete im Vergleich zum Lohne, den der Schwarze verdient, viel zu hoch. Oft muß er schon die Hälfte seines Monatslohnes an Miete bezahlen. Dann muß er noch Steuern bezahlen, für Frau und Kinder sorgen, zum Essen braucht er auch noch etwas, da er trotz seiner Anspruchslosigkeit doch nicht von der Luft allein leben kann. So kann man es schon verstehen, daß dann für den armen Missionar nicht mehr viel übrigbleibt.

Da die Männer in aller Frühe schon zur Arbeit gehen müssen, finden wir während des Tages nur die Frauen und Kinder im Eingeborenenviertel. Die Frauen müssen das Häuschen rein und sauber halten und tun es auch wirklich. Vor dem Hause legen sie meistens ein Gärtchen an. Auch versuchen sie, die Front des Hauses recht sauber und anheimelnd nach ihrem Geschmack und Stil zu verzieren. Sie muß natürlich auch das Essen zubereiten. Darum schätzen sie es auch als eine Ehre, wenn der Missionar einmal zu ihnen kommt, um ihr Heim anzusehen. Sie setzen ihm dann sogar Tee vor; denn leider nimmt der Eingeborene in der Stadt zu viel von den Weißen an. Da muß er nun auch schon seinen Tee und sein Weißbrot haben. So verliert er mit der Zeit seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit.

Wie erwähnt, ist es während des Tages im Eingeborenenviertel ziemlich still. Nur der Handel blüht während des Tages auch hier. Da sitzt zum Beispiel ein Schnupftabakhändler in einer Ecke, der gar keine schlechten Geschäfte macht, weil ja auch die Frauen gerne schnupfen. Primitive Läden sind unter freiem Himmel aufgeschlagen, selbst Schreiner haben dort ihre Werkstätte unter freiem Himmel. Vom Lande kommen Eingeborene mit ihren Eselskarren in das Eingeborenenviertel um Brennholz zu verkaufen. Andere bringen Hühner, Wassermelonen, frischen Mais, Erdnüsse, Zucker-



Klerikernobiziat in Reimlingen, Schwaben
Photo: P. Augustin, Reimlingen

roht zum Verkauf in das Eingeborenenviertel. So ist dort das Treiben während des Tages. Ganz besonders ist tagsüber immer die Bierhalle umlagert. Der Hauptbetrieb beginnt aber erst am Abend nach Arbeits-schluß. Da wird es jeden Tag Jahrmarkt. Dann erinnert das Leben und Treiben sehr stark an das Getriebe eines süddeutschen Jahrmarktes.

So ist die Stadt leider ein Anziehungspunkt für die Eingeborenen. Das ist für den Missionar keine Freude; denn die Stadt dient mehr der Verführung als der Erbauung des jungen Volkes.

Die Leute im Eingeborenenviertel sind im allgemeinen freundlich und lebenswürdig. Der Missionar könnte seine Freude daran haben, wenn die Ernte des Satans nicht so groß wäre. Aber trotzdem hat der Heiland auch hier seine Wohnung aufgeschlagen und wohnt da im katholischen Missions-kirchlein im Allerheiligsten Altarsakrament mitten unter diesen armen räubigen Schäflein. Auch für diese hat er sein allerheiligstes Erlöserblut vergossen und möchte sie so gerne in seinen Schafstall führen. So mag sein Gebet hier im Tabernakel täglich ausklingen in die Bitte an den himm-lischen Vater: Vater verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun.

So muß auch der Missionar aushalten bei seinem Meister und Herrn im Beten und Opfern, damit auch diese Seelen im Eingeborenenviertel nicht verloren gehen.

Batata Mfize

Von Schwester Amata CPS.

Batata Mfize hatte ein eigenes Heim gegründet, verfügte über ein hübsches Stück Land, war ein kräftig gebauter Mann, wollte aber auch als ein Herkules anerkannt und gehörig respektiert sein. Dazu fehlte ihm vor allem der isiqoqo, der glänzende schwarze Kopfring, den der heidnische Kaffer mit so viel Stolz und Würde trägt. So lange er den Kopfring nicht hatte, galt er immer noch als ein Mann ohne Stand und Würde und durfte es gar nicht wagen, sich den Großen seines Volkes beizugesellen.

Also den Kopfring mußte er haben. Zu diesem Zwecke ward nun ein eigenes Fest veranstaltet; es wurde ein großer schöner Ochse geschlachtet, ein riesiges Quantum Utshiwala oder Kaffernbier gebraut und die ganze weite Nachbarschaft feierlich dazu eingeladen. Zu Hunderten strömten die Heiden herbei, Zeuge der großen Handlung zu sein; der angesehenste darunter war der injanga oder Kafferndoktor, der in solchen Fällen gleichsam priesterliche Funktionen ausübt; ihm zur Seite standen reife, achtbare Männer, die samt und sonders schon längst den Kopfring trugen.

Man machte sich sofort ans Werk. Das nötige Material d. h. eine zähe, harzähnliche Flüssigkeit, die einem gewissen Baum entnommen wird, und anderes war schon da. Dies alles wurde nun vom Injanga unter geheim-nisvollen Sprüchen und Zeremonien zerrieben, vermischt und schließlich zu einem schönen glänzend schwarzen Ring geformt. Die Krone war fertig. Es folgte der Krönungsakt. Unter lautem Jubeln und Beifallklatschen des ganzen anwesenden Volkes setzte der schwarze Wahrsager und Doktor unter Beihilfe der Stammesältesten unserm Batata Mfize den isiqoqo oder Kopfring auf. Der Glückliche wußte sich im Übermaß seiner Freude kaum mehr zu fassen; jetzt war er der Mann, einer der Großen, Hochangesehenen

im Volke, zu jeder Ratsversammlung stand ihm sofort der Zutritt offen, und sein Wort wog so schwer, wie das nur irgendeines Mannes im Umkreise vieler Meilen.

Es wurde ein Tanz veranstaltet; Batata Mfize eröffnete den Reigen, der Doktor und die Räte und schließlich das ganze Volk schlossen sich jubelnd an. Dann setzte man sich zum fröhlichen Trinkgelage zusammen, stärkte sich mit dem Ochsenbraten, brach dann abermals zum Tanze auf, und so ging das Essen und Trinken, Tanzen und Jubilieren und Singen fort bis tief in die Nacht hinein; kurz, es war ein Fest, so ganz nach jener Art, wie sich der heidnische Kaffer einen glücklichen Tag zu machen pflegt.

War und blieb nun Batata Mfize jener Glückliche, als welchen er sich an jenem Ehrentage fühlte? O nein, auch beim Schwarzen gilt das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Zunächst wurde seine Frau krank und starb bald darauf. Das war für ihn ein harter Schlag. Besonders ärgerte es ihn, daß er nicht wußte, wer ihm diesen bösen Streich gespielt, denn das stand bei ihm fest, daß seine Frau vergiftet worden ist von einem boshaften neidisch gesinnten Menschen. So denkt und fühlt jeder heidnische Kaffer, und ihn in diesem Punkt eines Besseren belehren, ist ganz vergebliche Mühe. Doch ein Trost blieb ihm; seine Frau war jetzt ein Stongo, ein Geist, sie weilte bei den übrigen Geistern seiner Vorfahren und besaß eine große geheimnisvolle Macht. Er, der Mann, brauchte für seine verstorbene Frau nur fleißig Opfer darbringen zu lassen, und es war ihm geholfen. Er hatte fortan einen wohlwollenden Schutzgeist, der jede Krankheit, Armut, Hagelschlag weitab von seinem Kraal vertreiben konnte.

An Opfern ließ es Batata Mfize in der Tat nicht fehlen; dennoch nahte das Unheil. Er selbst wurde krank, fühlte sich immer schwächer und elender und wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Befehrung zum Christentum wollte er jedoch lange nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davor zurückschreckten: „Wenn ich mich taufen lasse, dann schleppt ihr meinen Leib sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier in meiner Sfibaja, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zu Hause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein Stongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach meinem Tode auch ein Stongo werden und wieder zu ihr kommen.“

Da war vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unseren Schulkindern um die Befehrung dieses sonst so wohlgesinnten Mannes. Gott aber lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche; Batata war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hierher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Taufakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer hab ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das



Missionsbegeisterte Jugend des Missionsseminars St. Bonifatius

Photo: P. Gotthard, St. Bonifatius

Unrecht meines Zürnens nicht ein, jetzt aber denke ich anders und verzeihe allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft will ich sterben.“ Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein muß, die nichts weiß von Haß, Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer besseren Welt.

Batata, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ging wenige Tage nach derselben still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufunschuld, somit dürfen wir hoffen, daß der Herr ihm statt des heidnischen Kopfringes die Krone des ewigen Lebens gegeben hat.

Die Kranken an die Missionsfront! Mit denselben Kreuzesgnaden, die er zur Rettung unerlöster Seelen an die Mühen und Leiden seiner Glaubensboten knüpft, will Gott auch deine Leiden befruchten. Wahrhaftig, auch du kannst „an deinem Fleische ergänzen, was noch mangelt an den Trübsalen Christi“. Du kannst es um so wirksamer, je größer deine Schmerzen sind, und je schwerer es dir fällt, sie in Geduld und Ergebung zu tragen. Wie eine hl. Theresia vom Kinde Jesu gesprochen hat, als die Wogen schier unerträglicher Seelenleiden über ihr zusammen zu schlagen drohten, so laß auch aus deiner Seele den Jubelruf zu Gott aufsteigen: „Ich fühle, daß jetzt meine Sendung beginnt!“ Gott will die Verdienste deiner Leiden sammeln und sie als übernatürliches Saatgut hineinsenken in die Herzen der Heiden. Schenk in heiligem Seeleneifer dem göttlichen Sämann deine Schmerzen, opfere sie ihm auf für die Missionen!

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Fortf.)

„Aber, Bastian“, sagte ich, „das kann so nicht bleiben. Hier muß Ordnung und Reinlichkeit geschafft werden. Alles Küchengeschirr muß nach dem Gebrauch gepußt und an seinen Ort gestellt und der Tisch jeden Tag gewaschen und mit der Bürste gereinigt werden, sonst kann ja kein anständiger Mensch hereinkommen. Die Küche ist zwar klein, aber es muß alles blank und sauber in ihr sein.“

„Das gibt aber viel Arbeit, Swami!“

„Im Gegenteil, das ist im Nu getan. Du hast ja nur wenig zu kochen und den ganzen Nachmittag hast du frei. Mit gutem Willen ist also die Reinhaltung der Küche eine Kleinigkeit, und eine saubere Küche gereicht dir zur Ehre. Wie der Koch, so die Küche!“

Allein, Bastian war anderer Meinung. Es war ihm zuviel Arbeit, und Sauberkeit lag ihm nicht. Da ihm zudem das Stehlen fast unmöglich gemacht war und er sich nicht auf die Finger sehen lassen wollte, wurde er zusehends unzufriedener und seine Leistungen schlechter. Es behagte ihm nicht mehr. Schließlich bat er um Entlassung, die ihm auch gerne gewährt wurde.

Glücklicherweise hatte Nurali einen Freund, auch ein älterer Mohammedaner, der sogleich bereit war, als Koch zu mir in Dienst zu treten. So war mir wieder geholfen. Dieser Mann hatte keine Familie, sondern nur eine ältere Frau, mit welcher er gleich zu mir übersiedelte und ein Zimmer neben der Küche bezog. Wenn er auch etwas langsam war, so kochte er doch zu meiner vollen Zufriedenheit, hielt Ordnung in der Küche und war sehr bescheiden, respektvoll und ehrlich. Deshalb besaß er auch mein ganzes Vertrauen und bis zu meinem Weggang hat er mir nie Grund zu einer Klage gegeben.

Da ich also in diesen beiden Mohammedanern, Nurali und dem neuen Koch, solch treue zuverlässige Diener besaß, wie sie mein Haushalt unbedingt erheischte, so konnte ich unbesorgt meinen Berufsgeschäften nachgehen, die mich von morgens bis abends in Anspruch nahmen. Ob ich fünf Stunden täglich in der Schule weilte, ob ich nach der Schule zu Krankenbesuchen ausging, ob ich Donnerstags, am schulfreien Tag in der Woche, die Katholiken in Außenstationen besuchen mußte, — ich konnte unbekümmert sein, denn mein Haus war in sicheren Händen. Niemals haben mir diese beiden mohammedani-

sehen Diener auch nur einen Pfennig entwendet.

Das hätte ich von christlichen Dienern aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sagen können.

Warum nicht? Weil diese als Christen nach ihrer Anschauung in einem kindlichen Verhältnisse zum Priester stehen, der ja ihr Vater ist und dessen Eigentum deshalb auch ihnen in etwa zur Verfügung steht. Sie machen sich daher auch nichts daraus, wenn sie von allem etwas für sich nehmen. Zudem ist der europäische Padre nach ihrer Meinung ein großer, reicher Sahab, und dürfen sie auch dementsprechend von ihm zehren. So verschwanden z. B. in unserer Kollegsküche in Bombay, wo nur goanesishe (katholische) Köche und Küchengehilfen tätig waren, Reis, Kaffee, Zucker und so ähnliches zentnerweise, bis ein älterer Bruder dahinterkam und von da an strenge Aufsicht führte.

Um sich also von der Plage solch großer, langfingeriger Kinder freizuhalten, tut man besser, sich mohammedanische Diener und Köche zu verschaffen, die aus Furcht vor dem Europäer und aus Ehrfurcht vor dem Priester einer großen Religion es nicht wagen, ihn zu betrügen oder zu bestehlen.

Was man mit den auswärtigen Hausgehilfen erleben kann, soll gelegentlich zur Sprache kommen. Sehen wir zunächst, mit was für Pfarrkinder es der Missionspfarrer zu tun hat.

6. Buntscheckige Herde

Am ersten Sonntag nach meiner Ankunft war wohl die Neugierde meiner Pfarrkinder, ihren neuen Seelsorger zu sehen, größer als die meinige, meine Herde kennen zu lernen. Wußte ich doch schon von Bombay her, wie so eine indische Pfarrgemeinde einer größeren Station zusammengesetzt ist. Was ich nun von der Kanzel aus vor mir sah, entsprach denn auch ziemlich genau meinen Erwartungen.

Es war ein eigenartiges Völkergemisch, beinahe ähnlich dem am ersten Pfingstfest, wo nach der Apostelgeschichte die besten Apostel Vertreter aller Nationen vor sich sahen: Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Bewohner von Judäa, Kappadozien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Aegypten, Chrene

und Libyen, ansässige Römer, Juden und Profelyten, Kreter und Araber.

So ähnlich schauten auch hier allerhand Gesichter zu mir auf: Europäer (Engländer, Irländer, Schotten und Portugiesen) mit weißen oder hellen, Eurasier oder Mischlinge mit gelblichen bis hellbraunen, Soanese, Mangalorier, Travankorier und Kanareesen mit dunkelbraunen, Madraassis oder Tamilen mit schwärzlichen und schwarzen, und ansässige Chinesen mit gelblichen Gesichtern. Die dunkelbraune Farbe war jedoch die entschieden vorherrschende. Die Leute hatten sich auch, wie es schien, der Farbe nach in den Bänken gruppiert. Die vordersten Bänke waren von Europäern und Eurasiern, die vielen Mittelbänken von den Dunkelbraunen und die hintersten Bänke von den Schwarzfarbigen besetzt.

Die hell- und dunkelbraunen Frauen hatten sich nach europäischer Mode schön zu machen gesucht, trugen helle Kleider nach neuestem Schnitt und weitausgeschwungene Hüte mit riesigen Federn und hatten ihre Gesichter meist dick bepudert, um möglichst weiß d. h. europäisch auszusehen. Allein der leidige Schweiß spielte ihrer Eitelkeit grausame Streiche, indem er in stets fließenden Bächlein das weiße Pulver von Stirne, Schläfen und Wangen mit sich führte und es unter dem Kinn am Halse zu einer Masse zusammenlaufen ließ, was natürlich die Schönheit keineswegs erhöhte. Alle Frauen, mit Ausnahme der Tamilfrauen, die in ihrer einfachen schönen Eingeborenentracht im Hintergrunde auf dem Boden hockten, hatten sich auch mit Handfächern in allen Formen und Farben ausgerüstet, um sich ständig Kühlung zu verschaffen. Obschon nun die indischen Frauen zu Hause kaum jemals einen Fächer in die Hand nehmen, da sie ja an die Hitze gewöhnt sind und bei weitem nicht so unter derselben leiden wie die Europäerinnen, so machen sie doch in der Öffentlichkeit einen viel eifrigeren Gebrauch vom Fächer als die weißen Damen, um dadurch mehr europäisch zu erscheinen.

So verschieden nun auch meine Pfarrer waren an Farbe und Nationalität so gehörten sie doch, mit Ausnahme von ein paar Portugiesen und Soanese, der Arbeitsklasse an, da mit Ausnahme von einem Trupp Madraissi-Köchen alle Männer und Jungmänner, die weißen und eurasischen als Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und Aufseher, die farbigen aber als Arbeiter an der Eisenbahn angestellt waren. Dieser Umstand, daß ich es mit einer Arbeitergemeinde zu tun hatte, machte mir dieselbe besonders lieb, weil gerade der Arbeiterstand, so man ihm ein warmes Herz entgegenbringt, viel

empfänglicher, lenksamer, opfertwilliger, hilfsbereiter und dankbarer ist als die Klasse der sogenannten Gebildeten und Gatten.

Da meine Leuten von verschiedener Rasse und Nationalität waren, so ist es selbstverständlich, daß sie auch dementsprechend ihre Eigenheiten, verschiedene Charaktereigenschaften und Temperamente, Tugenden und Schwächen besaßen, die besondere Rücksicht, kluge und vorsichtige Behandlung erheischten. Um dies besser zu verstehen, wollen wir uns kurz die Hauptgruppen einzeln vorführen.

Die Europäer

Die an den indischen Eisenbahnen als Lokomotivführer, Zugführer, Heizer, Vormänner und Aufseher angestellten Europäer, — d. h. Engländer, Irländer und Schotten —, sind durchweg ausgediente Soldaten (sog. Tommies) oder Söhne von solchen. Die Soldaten der englischen Kolonialtruppen sind Söldlinge aus den untersten Volksschichten Großbritanniens, die, nicht wissend, wie sie anders zu einem gesicherten Lebensunterhalt kommen sollen, freiwillig in den Militärdienst eintreten. Früher mußten sich diese Söldlinge der Kolonialtruppen für achtzehn Jahre Dienst verpflichten. Nach Ablauf dieser Zeit blieben viele, statt nach England zurückzukehren, in der Kolonie, wo sie gedient hatten. So auch in Indien. Die besser Begabten unter ihnen fanden gute Verwendung im Polizeidienste, während die andern sich dem Eisenbahndienst zuwandten.

Die Bildung der meisten dieser ausgedienten Soldaten war sehr gering, da sie in der Heimat in den untersten Elementarklassen nur dürftig lesen, schreiben und rechnen gelernt hatten. Manche traten sogar als Analphabeten in den Dienst. Ihre religiösen Kenntnisse waren vielfach noch mangelhafter und beschränkten sich meist auf das Wenige, was sie aus der häuslichen Erziehung noch gerettet hatten; und im Militärdienst bot sich auch kaum Gelegenheit, dieselben noch zu vermehren und zu vertiefen. Und daß in den langen Dienstjahren mitten im Heidentum, umgeben von so vielen irrgläubigen, ungläubigen und sittenlosen Kameraden und mit deren rohen Sprache in den Ohren und deren losen, wüstem Treiben in den Kavernen und den Garnisonstädten vor Augen, das sittliche Leben der katholischen Soldaten, sofern sie nicht heldenhaften Widerstand leisteten, vielfach schweren Schaden leiden mußte, liegt auf der Hand.

Die Söhne und Töchter der an der Eisenbahn angestellten früheren Soldaten sind in dieser Beziehung unergleichlich

besser gestellt, denn sie erhalten meist in den vielen Kollegien und Pensionaten wenigstens sechs Jahre lang eine gute Erziehung, so daß sie als reife, gesittete Menschen ins Leben treten können. Nun wäre es ja überaus wünschenswert, daß die so erzogenen Kinder der katholischen ausgedienten Soldaten, meist Irländer, auch rein katholische Ehen eingingen. Das ist aber leider oft nicht der Fall. So manche sonst brave katholische Mädchen lassen sich vom Ehrgeiz betören, höher zu äugeln und sich einen höheren Beamten anglikanischer Religion zu kapern, während andererseits katholische Jungmänner, um schneller und sicherer emporzukommen, nach den Töchtern besserer protestantischer Familien angeln. So kommt es denn gar oft zu den beklagenswerten gemischten Ehen, die keine Freude für den Missionspfarrer bedeuten.

Nichtsdestoweniger hatte ich doch in meiner Station öfters den Trost, daß protestantische Männer katholischer Frauen sich nachher aus eigenem Antrieb in die katholische Kirche aufnehmen ließen und dann auch ein vorbildlich katholisches Leben führten. Daß aber protestantische Frauen katholischer Männer nachher katholisch wurden, habe ich dort nie erlebt.

Da nun die englische Staatsreligion protestantisch ist, so ist es einleuchtend, daß weitauß in den meisten Europäer in den Bahnstationen protestantisch, die europäischen Katholiken, meist Irländer, hingegen in der Minderheit sind. So war es auch in meiner Station. Aber die wenigen katholischen irischen Familien, die mitten in einer leichtlebigen, sittenlosen protestantischen Umgebung einen sehr schweren Stand hatten, blieben durchweg ihrer Religion treu und waren meine besten Stützen.

Einer von den biederen Irländern, ein alleinstehender Wittwer und bereits ein Siebziger, ein Lokomotivführer und ein Hüne von Gestalt, verstand es besonders gut, seine soviel angegriffene Religion überall, besonders in den Rasthäusern der Endstationen, heldenhaft zu verteidigen und für sie Propaganda zu machen. Er war ein echter Laienapostel und übte schon damals in vorbildlicher Weise die „katholische Aktion“. Deshalb hieß er auch in allen Stationen der ganzen Linie der „Prophet“, und alle, auch die verbissensten Protestanten, hatten einen heillosen Respekt vor ihm. In den Rasthäusern, wo sonst immer die scheußlichsten Reden geführt werden, wagte es kaum einer, in seiner Gegenwart Zoten zu reißen und Lügen oder Mätzchen gegen die katholische Religion vorzubringen. Wenn einer so was wagte, dann redete er sich voll hei-

liger Entrüstung auf, daß allen bang wurde, und schlug mit seiner schweren Faust so mächtig auf den Tisch, daß er beinahe in Splitter ging, und donnerte seine frivolen Kollegen an: „Schämt ihr euch nicht, als Christen vor einem anständigen Menschen eine solch schweiniische Sprache zu führen, wobei selbst die geistigen Götter sich die Ohren zuhalten würden? Psui Teufel, was seid ihr ein ekelhaftes Pack. Und da wollt ihr noch mit eurer Bildung groß tun und als zivilisierte Europäer erscheinen! Und da wollt ihr noch mit euren schmutztriefenden Mäulern über die heiligste und glorreichste Weltreligion spöttein, von der ihr keine blasse Ahnung habt, ihr, die ihr nicht einmal für die unterste Paria-Kaste aufnahmefähig seid! Und was da gegen meine Religion vorgebracht worden ist, das verhält sich so und so! Schwätzt doch nicht über Sachen, die ihr nicht versteht und womit ihr euch unsterblich blamiert!“

— Wie ein unheimliches Gewitter reinigte die kraftvolle Verteidigungsrede unseres Helden die unsaubere Atmosphäre, und die feigen Spötter saßen da wie vernichtet.

Aber ein anderes Mal kannte der biedere Irländer erst recht keinen Spaß. Es hatte im Rasthaus gerade einer angefangen, über die Mutter Gottes zu witzeln. Da fuhr der tapfere Apostel wieder empor und kam wie ein Orkan über den Berwegenen daher: „Was? Du unreiner Hund wagst es, die allerreinste Jungfrau und Mutter unseres Herrn zu verunglimpfen! Das soll dir nicht gelingen!“ Alles wurde mäusehstill und war in Spannung, was da kommen sollte. Seine rechte Hand hochhaltend, donnerte der Irländer in den Saal hinein: „Ihr alle kennt diesen meinen Daumen. Ihr wißt, wie er mir an der Maschine total zerquetscht wurde und nur an einer dünnen Sehne herunterhing. Der Arzt konnte nichts mehr dran machen, er konnte ihn nicht mehr retten, aber er verband dennoch meine Hand, so gut es ging. Ich machte mich sofort auf und reiste voll Vertrauen zu meiner himmlischen Mutter Maria nach Lourdes in Frankreich. Ich war ganz sicher, daß sie meinen Daumen gesund machen würde. Und siehe da, nach einem inbrünstigen Gebet und nach einmaligem Eintauchen meiner Hand in das Grottentwasser war mein Daumen augenblicklich heil und gesund, wie ihr ihn hier sehet. Das hat die Mutter Gottes getan. Und da soll ich mir gefallen lassen, daß ein unflätiger Gottloser seinen Spott über meine himmlische Mutter und Wohltäterin ausspeit? Nehmt euch in acht! Wenn es noch einmal einer in meiner Gegenwart wagt, auch nur mit einem Worte die allerheiligste Jungfrau und Gottesmutter zu verunehren, der soll diese meine geheilte

Faust zu fühlen bekommen, den werde ich so packen und hinauswerfen, daß er seine sündhaften Knochen auf der Straße zusammenlesen kann. Das laßt euch ein für allemal gesagt sein!"

Mit Furcht und Schrecken schauten die Zuhörer den gewaltigen Verteidiger der Mutter Gottes an, der wie ein feuriger Elias vor ihnen stand. Im Herzen mußten sich alle sagen: Er hat recht!

Durch dieses sein entschiedenes Auftreten hatte dieser dankbare Sohn Mariens wenigstens das erreicht, daß, wenn immer er da war, es immer anständig herging und keiner es wagte, über Religion zu spotten.

Aber mein guter alter Freund war nicht nur ein Apostel des Wertes, sondern auch ein Apostel des Beispiels und der Presse. Jeden Sonntag ging er zur Beichte und Kommunion, und jeden Tag betete er den Rosenkranz und schämte sich nicht, wenn Andersgläubige den Rosenkranz in seiner Hand sahen.

Den größten Teil seines Monatsgehaltens, d. h. das, was er für seinen persönlichen Unterhalt nicht brauchte (und er brauchte sehr wenig), verwendete er für die Verbreitung guter katholischer Schriften. In den Rathhäusern legte er die soliden und vornehm ausgestatteten Wochen- und Monatschriften auf: die „America“, die „Abe Maria“, den „Tablet“, den amerikanischen und englischen Sendboten, katholische Missionszeitschriften und allerlei kleine Verteidigungsschriften Englands und Amerikas. Dazu versorgte er viele katholische und protestantische Familien mit solchen Schriften gratis. Und all diese Schriften wurden gern und eifrig gelesen. Wie viele der gute Mann dadurch im Glauben bestärkt und wie viele er dadurch zum wahren Glauben gebracht hat, das weiß er selber nicht, das wird ihm einst sein göttlicher Meister zu seiner ewigen Freude offenbaren!

An diesem einen Beispiele konnte ich mit eigenen Augen sehen und schier mit Händen greifen, was ein durch und durch katholischer Mann als Laienapostel Großartiges und Nachhaltiges leisten kann! Hätten wir in unsern katholischen Gemeinden in Europa nur recht viele Apostel dieser Sorte! Es stände wahrhaftig ganz anders mit der katholischen Sache.

Die Eurasier

Die Eurasier sind Mischlinge von Europäern und indischen Müttern. Das beste Blut mit den günstigsten Erbanlagen fließt in dieser Mischung kaum jemals zusammen. Denn kein anständiger Europäer, der noch ein bißchen Charakter und Selbst-

bewußtsein hat, wird jemals, es sei denn aus ganz zwingenden Gründen, eine Eingeborene heiraten. Dadurch schließt er sich von der europäischen Gesellschaft aus und ist in der Verwandtschaft seiner Frau nur ein Fremdling. Bei den Eingeborenen aber gilt er nicht als Saheb und wird von ihnen verachtet. Andererseits ist es aber auch ganz undenkbar, daß ein Mädchen oder eine Wittve einer indischen Kaste einen Europäer, also einen unreinen Outcast, zur Ehe nimmt. Von den eingeborenen Christinnen wird es auch kaum jemals, schon aus gesellschaftlichen Gründen, einer einfallen, einen europäischen Fremdling, der sich wegwirft, zu ehelichen. So bleibt einem solchen Europäer nur die Wahl zwischen einem Pariamädchen oder einer Eurasierin.

Die Kinder aus solchen Ehen, also echte Eurasier, sind denn auch, nach geistiger Begabung wie nach Charakteranlage, meist minderwertig. Ihre Hautfarbe ist meist schmutzig-gelb und hellbraun. Im Lernen und Erfassen sind die Mädchen den Knaben auffallend voraus. Dem Charakter nach sind die Eurasier, so wie ich sie kennengelernt habe, meist verlogen, träge, unzuverlässig, anmaßend, frech, sinnlich, oberflächlich und sehr empfindlich. Um jeden Preis wollen sie als Volleuropäer angesehen werden und äffen deshalb die Europäer in allem nach, in der Kleidung, Hauseinrichtung, Lebensweise und sogar in den Redensarten. So sprechen sie besonders gern mit Nachdruck vom „home“, d. h. von der Heimat in Europa, die sie nie gesehen haben noch je sehen werden. Wenn man mit Europäern spricht oder ihnen in gewöhnlicher Weise freundlich begegnet, dann fühlen sich die Eurasier schon zurückgesetzt und beleidigt und meinen, man ziehe ihnen die Europäer vor.

Daraus ersieht man, wie vorsichtig und taktvoll ein Missionspfarrer gerade im Umgang mit Eurasiern sein und jeden Schein von Bevorzugung der Europäer vermeiden muß, um es nicht mit seinen eurasischen Pfarrkindern zu verderben. Denn vor keiner Verleumdung und keinem anonymen Briefe schrecken sie zurück. Man fährt daher am besten, wenn man sie häufig besucht und mit zarter Rücksicht auf ihre Schwächen sie wie Europäer behandelt.

Die Goanese

Wie schon der Name besagt, stammen diese Leute von Goa, der Hauptstadt einer berühmten portugiesischen Besitzung an der Westküste Vorderindiens. Die Bevölkerung dieser Stadt und ihrer Umgebung bestand ursprünglich aus Brahminen und andern höheren Hindukasten und wurde unter der aufstrebenden Herrschaft der

Portugiesen durch die Predigt von Ordensmissionaren, hauptsächlich aber der Jesuiten und des hl. Franz Xaver, für den christlichen Glauben gewonnen. Goa wurde berühmt durch den Leib des hl. Franz Xaver, der dort in der alten Kirche vom Jesu aufbewahrt wird, später aber im neunzehnten Jahrhundert traurig berühmt durch das goanesishe Schisma, das erst 1886 bei der Neuordnung der indischen Hierarchie seinen Abschluß fand. Durch den immer größer werdenden Zerfall des portugiesischen Wohlstandes sahen sich viele verarmte Goa-Christen genötigt, in den nördlicheren Städten, wie

chen mit einfacher indischer Einrichtung, während die wohlhabenden in großen, geräumigen Häusern, sogenannten „Villas“ mit mehr pompöser Ausstattung im indisch-portugiesischen Stile wohnen.

Der Charakter der Goanesen ist grundverschieden von dem der Europäer und Eurasier. In ihren Adern kreist ja indisches Blut und mit ihm die ganze Summe rein indischer Erbanlagen. Wohl hat das Christentum sie tief religiös beeinflusst und in hohem Grade gesittet, aber dennoch bricht zuweilen der angeborene Rassenstolz und so manche andere Hindueigenheit recht elementar und unliebsam durch. Ihr Fa-



Missionskloster St. Georgen am Längsee, Kärnten

Photo: Sauerland, Riedegg

Bassein, Thana und Bombay, als Kaufleute, Köche und Musiker sich niederzulassen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als dann die großen Eisenbahnlinien von Bombay aus nach Norden und Osten angelegt wurden, siedelten sie sich in großer Zahl in den bedeutenderen Stationen an, um dort Geschäfte zu machen, ein Handwerk zu betreiben oder in den Dienst der Eisenbahn zu treten.

So sind denn bis auf den heutigen Tag in fast allen Stationen die Goanesen stark vertreten und bilden überall das Hauptcontingent der dortigen Missionsparreien.

Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun. Sie sind ja Vollblutindier. Sie kleiden sich wie die Europäer, was für die Frauen aber nicht zu deren Vorteil ausfällt. Ihnen stünde die Eingeborenentracht tausendmal besser. Ja, in dieser könnte manche aus ihnen wegen ihrer schönen Figur und klassischen Physiognomie als die „Königin von Saba“ gehalten werden! Aber möglichst europäisch scheinen ist halt Trumpf. Die ärmeren Goanesen wohnen in kleinen Häus-

milienleben ist durchweg gesund, rein und glücklich. Von Ehestandalen hört man höchst selten etwas unter ihnen.

Wegen der malerisch schönen Lage Goas und dem früheren Glanze portugiesischer Herrlichkeit, von dem heute noch ein matter Schein auf all den grandiosen Ruinen Alt-Goas ruht, hängen die in Indien herum zerstreuten Goanesen mit ganzer Seele an ihrer engeren Heimat. Es geht ihnen nichts über Goa und Portugal, obschon letzteres in Indien absolut keine Bedeutung mehr hat und kaum imstande ist, seine paar Beamten dort zu bezahlen. Wenn immer es ihnen möglich ist, gehen sie mit Begeisterung auf einen Monat nach Goa in Ferien. Daher sind auch die kleinen Küstendampfer, welche den Verkehr zwischen Bombay und Goa vermitteln, besonders während der heißen Zeit (Mai und Juni) mit Goanesen gut besetzt. Was sie vor allem so mächtig aus der heidnischen, mohammedanischen und protestantischen Umgebung heraus nach der Heimat zieht, ist der Umstand, daß Goa ganz fa-

tholisch ist, die vielen Kirchen, Kapellen und Heiligtümer, die Residenz eines Patriarchen, das Seminar, die vielen Ordenshäuser und religiösen Anstalten und die große Anzahl von Geistlichen ihm ein durchaus katholisches Gepräge geben, und daß dort die Feste mit besonderem Pomp gefeiert werden.

War auch ihre Verstandeserziehung, insofern sie dieselbe in Goa erhielten, fast Null, — betrug doch nach einer portugiesischen Statistik vom Jahre 1878 die Zahl derer, die weder lesen noch schreiben konnten, fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung, — so war ihnen doch das praktische religiöse Leben von Haus aus gründlich beigebracht worden. Daher ihr zähes Festhalten an religiösen Außerlichkeiten und Zeremonien, an Prozessionen, am Herumtragen von Statuen und an feierlichen Privatandachten außerhalb der Kirche in ihren Häusern und Höfen, daher ihre leidenschaftliche Liebe für geräuschvolle, pompöse Entfaltung des Gottesdienstes mit nicht endenwollenden Mehrvertönungen mit mehrstimmigem Gesang und verbundener Orchesterbegleitung, daher auch ihr Schwärmen für dramatische Darstellung besonders der Leidensgeheimnisse in der Karwoche (Passos): Einzug Christi in Jerusalem, die Abendmahlszene, Kreuzabnahme und Grablegung. An all dem hängen sie mit einer schier fanatischen Festigkeit, als ob ihr Heil davon abhinge.

Kein Wunder also, wenn sie das, was sie in Goa so glanzvoll gesehen und liebgewonnen haben, auch in den Kirchen ihrer ferneren Wohnorte erleben wollen. In Pfarreien, die hauptsächlich aus Goanesen bestehen, wie in einzelnen Stadtteilen Bombays, in Dandra und Umgegend, geht das noch an; aber in andern Pfarreien mit einer guten Anzahl von Europäern und Eurasiern, auf die solche Gebräuche abstoßend wirken, muß man eher davon Abstand nehmen.

Für uns Europäer bedeutet es eine große Übertwindung, einen Gottesdienst mit „goanesischem Ritus“ beizuwohnen. Das habe ich in früheren Jahren in Bombay in den verschiedenen goanesischen Kirchen an hohen Festen und deren Vorabenden und in der Karwoche zur Genüge erfahren können. Bei solchen Feierlichkeiten müssen möglichst viele Priester im Ornat antreten. Sonst taugt so eine Feier schon nichts. Während an einem Festvorabend z. B. in der hellerleuchteten, vollbesetzten Kirche unter Mitwirkung eines übereifrigen Orchesters die Vesper gesungen wird, erfolgt von draußen eine andere Begleitung. Wie ein Trommelfeuer schlimmster Art wird um die Kirche herum von vielen Jungmännerhänden von Anfang bis lan-

ge nach dem Segen ein krachendes, knallendes Feuerwerk losgelassen, daß man meint, die Kirche müsse jeden Augenblick einstürzen oder das Jüngste Gericht würde angezündet. Dieser Höllenlärm ist aber im Urteil der Leute bei weitem die Hauptsache. Fehlt der, dann war es nicht der Mühe wert zu kommen.

Besonders anstrengend war immer der Mitternachtsgottesdienst an Weihnachten. Derselbe fing mit den Metten um elf Uhr an und dauerte gewöhnlich bis halb drei Uhr morgens. Die Kirche war immer vollgepfropft. Außerhalb der Bänke, den Wänden entlang, in der Mitte bis an die Kommunionbant und im Hintergrund sitzen auf dem Boden die in weiße Saris (Oberkleid) gehüllten Frauen, manche mit ihrem Kleinsten auf dem Schoße liegend. Punkt zwölf Uhr beginnt das feierliche Hochamt. Schon das langatmige und an Wiederholungen reiche Kyrie, vom gemischten Chor und Orchester angestimmt, verrät die Messe als eine alte portugiesische Sopfkomposition und läßt unheimlich ahnen, wieviel Geduld man für den Rest in Reserve haben muß. Nun fängt das unbergeliche Gloria an, welches das Orchester mit einer schier endlosen Dubertüre einleitet. Dann geht's los. In jubilierendem Forte löst jetzt ein in alle Höhen und Tiefen und Weiten ausgespannenes Gloria das andere ab. Zwischen denselben führen die Geigen als wuchtige Bekräftigung des Gesungenen das Motiv in neuen Variationen weiter und leiten über zum folgenden Gloria. O dieses Gloria! — Gloria! — Geigenstreicherei: sin—sin—sin—sum—sum! Gloria usw. So etwa ein Duzendmal hintereinander im Sturm lauf. — „Ach Gott“, denk' ich, „wie lang soll das noch so weitergehen? Die kommen ja nicht vom Fleck!“ — Schließlich nach einer Viertelstunde schwingt es wie in einem gewaltigen Skifprunge mit dem ersten Satz zum Schluß: Gloria... in excelsis... Deo! Man atmet wie erlöst auf, denn man ist schon müd vom Sitzen. Gott sei Dank! Jetzt wird's wohl schnell weitergehen! — Aber Geduld! Es ist nur der Anfang der Dinge, die noch kommen sollen. Das Gloria wird zu einem Labyrinth, aus dem es keinen Ausgang zu geben scheint. Endlich, endlich naht mit dem Amen das selige Ende des Gloria. Ach nein, es hat noch einen langen Totenkampf! Sage und schreibe siebenundzwanzig trampfartige Amen müssen noch ertönen, bis es glücklich ausgerungen! — Und nun folgen noch andere Dinge. Man muß ein noch längeres Credo im selben Stile über sich ergehen lassen. Da werden Minuten zu halben Ewigkeiten. Dann ist noch eine lange Festpredigt. Bald hier, bald dort fängt ein kleines Schoßkind an

zu krähen, aber mit einem beschwichtigenden husch—husch—husch! bringen die seligen Mütter dieselben zur Vernunft und Ruhe.

Nach dem Amen geht's dann langsam weiter. Es wird lang, ja, sehr lang, immer länger. Aber auf all den von Schweiß glänzenden Gesichtern liegt keine Müdigkeit, sondern selige Freude und Zufriedenheit. So wie es eben geht, ist es ihnen recht. So was Langes — das ist das Wahre. Je länger, je lieber! Ist dann schließlich die lange Mitternachtsfeier zu Ende, so kehren die guten Leutchen in gehobener Stimmung heim und gestehen sich gegenseitig: „Das waren mal wieder rechte Weihnachten!“ Inseereins aber kommt wie gerädert nach Hause und ist froh, für diesmal wieder die Feier nach goanesischem Ritus hinter sich zu haben.

In meiner Station hätten es die Goanesen wohl auch gerne gehabt, wenn alles nach ihrem Geschmack und Brauch gegangen wäre. Allein wegen der großen Anzahl von Europäern und Eurasiern mußten sie darauf verzichten und sich mit kürzeren und würdigeren Feiern nach römischem Ritus zufrieden geben.

Wohl hatten sie bis zur Ankunft meines Vorgängers die dramatische Darstellung des Einzuges Christi in Jerusalem beibehalten dürfen, die aber dann wegen mancher abgeschmackter Auswüchse ein für allemal abgeschafft wurde.

Da war nämlich zu jener Zeit, wie mir von Augenzeugen berichtet wurde, ein begüterter und wohlbeleibter Goanese in der Gemeinde, der sich als Führer der Goanesen aufspielte, überall das große Wort führte und in schier allem dem Pfarrer Vorschriften machen wollte. Dieser übernahm die Rolle Christi, wurde aber wegen seiner Aufmachung und seiner Gebärden schon beim Besteigen des pompös gezierter Sels von allen Nicht-Goanesen ausgelacht und verspottet. Unter Musik und Gejohle und dem Gesang: „Hojanna dem Sohne Davids!“ wurde er in großer Prozession langsam zur Kirche geleitet. Das Hochamt am Palmsonntag durfte nicht eher anfangen, als bis er in die Kirche eingezogen war. Untertwegs hielt er verschiedentlich still und gab salbungsvolle Ermahnungen, wobei er wieder ausgelacht wurde. An der Kirche angekommen, mußte ihn der Pfarrer mit großen Ehrfurchtsbezeigungen in Empfang nehmen und feierlich an den für ihn hergerichteten Platz im Chore führen, was den Europäern natürlich zu großem Argernis gereichte. Es war deshalb die höchste Zeit, daß dieser Anflug aufhörte.

Zu einer aus früherer Zeit noch bestehenden Zeremonie mußte auch ich mich

noch des lieben Friedens wegen herbeilassen. Mitten in einem großen Hofe des Goaneseviertels hatte man nämlich in früheren Jahren zum Danke dafür, daß das ganze Viertel fast wunderbar von der Pest verschont geblieben, ein mächtiges steinernes Votivkreuz über einem weitem runden Sockel errichtet, vor dem die Leute bis heute noch beten. Das Fest Kreuzerhöhung (14. Sept.) war erforen worden, um die Erinnerung an den wunderbaren Schutz festlich zu begehen. Aber das Kreuz wurde rundum ein großes Zelt errichtet, welches innen und außen mit Girlanden reichlich behangen wurde. Bis nahe zur mittleren Höhe des Kreuzes wurde ein Altar aufgebaut, auf dem allerlei Blumen standen und viele Kerzen brannten. Vor dem Altare stand ein Betschemel für den Priester und an den Seiten waren Stühle für die Gläubigen aufgestellt. In diesem Zelte sollte nun am Nachmittage des Festes eine Andacht nach goanesischem Ritus gehalten werden. Diese bestand in dem Abzingen des Magnifikat durch einen zweistimmigen Frauenchor unter Orchesterbegleitung. Ich sollte als Offiziant in vollem Ornate mit Chormantel am Betschemel knien und am Schlusse ein Kirchengebet singen. Auf meine Außerung, die Teilnahme des Priesters an der Andacht in dieser Form verstoße gegen die Vorschriften der Kirche, gab man mir zur Antwort, das sei immer so gewesen. Da ich aber darauf bestand, ich dürfe höchstens im Chorhemd teilnehmen, gaben sie sich schließlich damit zufrieden. Aber auch hier wurde der näselnde Gesang und die Geigerei maßlos in die Länge gezogen und es fehlte auch das knatternde Feuerwerk rundherum nicht.

Man wird daher meine Freude verstehen, als ich endlich nach überstandener Ohrenqual wieder heimkehren konnte.

Was die Mangalorier angeht, so sind sie als Nachbarn der Goanesen denselben äußerlich in allem gleich, doch sind sie dem Charakter nach viel tiefer religiös, bescheidener, maßvoller und ehrlicher als die Goanesen. Das ist hauptsächlich der gründlicheren religiösen Erziehung und seelsorglichen Betreuung durch die Jesuiten-Missionäre zuzuschreiben. Dies macht sich in allem bemerkbar, und deshalb stehen sie auch bei allen andern in höherem Ansehen. Ihrem Priester und der Kirche sind sie treu ergeben und erbauen durch ihre solide Frömmigkeit. Leider hatte ich nicht sehr viele in meiner Pfarrei. Denn wo sie in guter Anzahl vertreten sind, bilden sie ein starkes Gegengewicht gegen das oft anmaßende Benehmen der Goanesen.

Die Madrassis

Beinahe in jeder Missionspfarre Indiens befindet sich eine größere oder kleinere Gruppe armer Katholiken aus dem Süden Indiens, aus der Präsidentschaft Madras, die man deshalb auch Madrassis nennt. Sie sind meist Arbeiter, Diener und Köche und ziehen im ganzen Lande herum, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie gehören dem Stamm der Draviden an, sind von schwärzlicher bis schwarzer Hautfarbe und sprechen eine von den dravidischen Sprachen: Tamil oder Telugu. Weil sie so arm sind und auch soviel umhertwandern, besuchen sie keine Schule und sind deshalb keineswegs von der Bildung belect. Das Bißchen, was sie lernen, und das noch dürftig, ist die Religion, die ihnen in der Pfarrschule vom Katechisten (Kovilpillah) beigebracht wird.

Als arme schwarzfarbige Klasse bleiben sie bescheiden im Hintergrund und bilden gleichsam ein Anhängsel der Pfarrei. Aber gerade wegen ihrer Armut und gedrückten Lage und wegen ihrer Anhänglichkeit an die Religion und ihrer kindlichen Einfalt sind sie ihrem Seelenhirten lieb und teuer. Sie hinwiederum verehren ihn als ihren Vater und suchen ihm auch bei all ihrer Armut mit kleinen Gaben an den hohen Festtagen Freude zu machen.

Sie haben ohne Zweifel ja auch ihre Eigenheiten und Fehler, sind oberflächlich, sorglos, leichtlebig, schwach von Charakter und leicht beeinflusbar, vielfach auch zur Trunksucht, Unzucht, zum Stehlen und zum Aberglauben geneigt, was bei ihrer Unwissenheit und den vielen Gefahren ihrer Umgebung nicht besonders befremdlich erscheint. Man muß sich vielmehr wundern, daß sich die meisten von ihnen trotz alledem noch so brav halten. Sollten sie auch zeitweise in der Ausübung ihrer Religion lau und gleichgültig gewesen oder gar auf Abwege geraten sein, so nehmen sie es aber um so ernster, wenn sie krank werden und es zum Sterben geht. Wie oft habe ich das mit Rührung wahrgenommen, wenn ich ihnen, besonders zur Zeit der Pest und Cholera, in ihren armseligen Lehmhütten beistand. Wie geduldig und gottgegeben sie da sind! Wie fromm und auch inbrünstig, wie reuig und zerknirscht sie da beten und die Sterbesakramente empfangen! Da konnte ich oft sehen, wie sie in christlicher Liebe so treu zusammenhalten, einander helfen und alle Liebesdienste erweisen. Wird einer von ihnen zu Grabe getragen, dann nehmen alle Madrassis der Pfarrei, die frei sind, an der Beerdigung teil (außer der Zeit der Pest und Cholera) und stimmen nach der-

selben am Grabe ein zu Herzen gehendes Wehklagen an.

Als Pfarrer kann man auch viel Mervwürdiges mit den Madrassis erleben. Es fiel mir auf, welchen Eifer sie entwickelten, wenn es gilt, den Blasiussegens und das Aschenkreuz zu empfangen. Wie kommen sie da am Aschermittwoch nach der hl. Messe mit Lüten und Papieren in Scharen herbeigeläufen, um eine gute Portion geweihter Asche zu erhalten. Was sie im einzelnen damit machen, weiß ich nicht, aber jedenfalls schreiben sie derselben eine ganz eigene Kraft zu.

Worauf die Madrassis besonders viel Gewicht legen, ist die möglichst feierlich begangene kirchliche Trauung. Das Brautpaar wird gewöhnlich von vielen Madrassis zur Kirche begleitet. Dort angekommen, ziehen sie in langer Prozession in die Kirche ein. Die Brautleute stellen sich mit ihren Angehörigen und Zeugen vor der Kommunionbank auf. Da fängt dann ein wahres Theater an. Ich hatte immer meine liebe Not, das Jawort aus den Brautleuten herauszubekommen. — Ich frage also den Bräutigam: „Willst du, Damian, die hier gegenwärtige Paula zu deiner Ehefrau nehmen?“ — Keine Antwort. Der Bräutigam schaut vor sich hin, tistelt mit den Fingern, schaut mich an, schaut die Umstehenden an, dreht sich herum und lacht nach Herzenslust. — Ich setze ihm zu: „Nun sag doch Ja!“ — Er aber schüttelt den Kopf, sieht sich seine Braut an und schmunzelt. Die Eltern drängen in ihn: „Dummer Kerl, sag doch Ja!“ — Nein, er dreht sich wieder um und lacht, daß ihm die Tränen in den Augen stehen. — Ich rede ihm wieder zu: „Nun schnell, mein Lieber, sei geschickt und halt uns nicht so lange auf, sag: Ja!“ — Verschämt lächelnd schüttelt er wieder den Kopf, blickt zur Decke hinauf wie in endlose Weiten und — schweigt. Mit vereinten Kräften rücken ihm jetzt alle Angehörigen und Zeugen zu Leibe, stupfen ihn und geben ihm Rippenstöße: „Mach doch keine Geschichten, verstell dich doch nicht, hast sie ja gern, willst sie ja haben, jetzt Schluß und sag: Ja!“ Jetzt kann er nicht mehr widerstehen und heraus kommt's mit Löwenmut, nicht einmal, sondern zweimal: „Ja, Ja!“

So, den hätten wir fest. Nun heißt's die Braut erstürmen und erobern. Ich beginne also den Angriff: „Willst du, Paula, den hier gegenwärtigen Damian zu deinem Ehemann nehmen?“ — Keine Antwort. Die bräutlich geschmückte Mamsell hält sich die Hände vor's Gesicht und lacht.

(Fortsetzung folgt.)